Paed. Th. 8°
5014.

~~Paed. 331 p^m~~ 8° Schimelpfeng

Paed. Th.

5014

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schulreden

gehalten in der

Klosterschule Ilfeld

vom Director

Dr. G. Schimmelpfeng.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Kloster Ilfeld

widme ich

dies Buch

mit dankbarem Rückblick

auf meine

heute vor fünfundzwanzig Jahren

zu Cassel

begonnene Lehrerthätigkeit.

28. April 1876.

Inhalt:

		Seite
I.	3. Mai 1870. Antrittsrede.	1
II.	24. September 1870.	9
III.	19. November 1870. (Thuk. II. 35 u. fg.) . . .	16
IV.	25. November 1871.	25
V.	22. März 1872. (Hor. a. p. 161—165.)	28
VI.	11. September 1872. (Plat. Prot. 339 b—345 d.) .	38
VII.	22. März 1873. (Apostelgeschichte 5. 29.)	44
VIII.	2. September 1873. (Hom. Il. XVI. 688.) . . .	55
IX.	24. September 1873. (Hor. Od. III. 1—6.) . . .	64
X.	22. November 1873. (Hom. Il. XVII. 443—447.) .	71
XI.	21. März 1874. (Soph. Oed. tyr. 314.)	81
XII.	2. September 1874. (Hor. Od. I. 34.)	92
XIII.	16. September 1874. (Dem. de cor. §. 97.) . . .	104
XIV.	22. März 1875. (Hom. Il. IX. 312 u. 313.) . .	112
XV.	22. September 1875. (Plat. Gorg. 513 d.). . . .	123
XVI.	22. März 1876. (Hor. ep. I. 7. 20—24.)	130

I.

Antrittsrede am 3. Mai 1870.

Es ist eine in vielen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes herrschende, altehrwürdige Sitte, daß bei feierlichen Handlungen derjenige, welchen dieselbe zunächst angeht, sein Glaubensbekenntniß ablegt, und diese Sitte beschränkt sich nicht nur auf rein kirchliche Acte, sondern dehnt sich auch aus auf andere, wie das Ablegen eines feierlichen Eidschwurs oder die Uebernahme eines neuen Amtes. Es kann nur beklagt werden, daß diese schöne Sitte, wie so manche andere unseres Volkes, in Abnahme begriffen ist, aber ich möchte um die Erlaubniß bitten ihr heute, wenn auch in etwas anderer Weise, zu folgen. Nicht unser christlich-evangelisches, nicht etwa ein politisches Bekenntniß will ich vor Ihnen ablegen, aber an dem Tage, an welchem mir die Leitung des Ilfelder Pädagogiums übertragen werden soll, da drängt es mich mein pädagogisches Glaubensbekenntniß offen darzulegen, nicht als ob ich von den allgemein anerkannten und auch anderwärts üblichen abweichende, ganz neue Grundsätze hätte und befolgen wollte; — nein, es sind alte und bewährte Sätze, die ich aussprechen werde, die aber immer wieder von Neuem aufgestellt werden müssen, damit sie zu aller Zeit nicht nur nicht vergessen, sondern auch beobachtet und in einem feinen und guten Herzen bewahrt werden. Dieser Aufgabe nun: vor Ihnen zu bekennen, was ich in Sachen des Unterrichts und der Erziehung glaube, kann ich vielleicht in keiner besseren Weise gerecht werden, als

indem ich anknüpfe an die verschiedenen Namen, mit denen unsere Ilfelder Schule bezeichnet zu werden pflegt.

Der erste dieser Namen, der hier wohl am wenigsten gebräuchlich ist, der aber doch unserer Schule ebenso gut zukommt, wie allen andern gleich oder ähnlich eingerichteten unseres Landes, ist der eines Gymnasiums, das ist der Name, an den Ihr, geliebte Schüler und Zöglinge, Euch besonders halten müßt. Ihr wißt, daß im Alterthum unter *γυμνάσιον* der Ort verstanden wurde, an welchem die Jünglinge ihre Leibesübungen anzustellen pflegten; in den Hallen jedoch, die den eigentlichen Uebungsplatz umgaben, kamen Philosophen und Rhetoren zusammen und führten dort wissenschaftliche Unterhaltungen theils mit sich, theils mit ihren Schülern, und so kam es, daß schon frühe der Name Gymnasium übertragen wurde auf Schulen, in denen nicht blos der Körper, sondern namentlich der Geist gebildet werden sollte. Eine Ringschule war also und ist auch heute noch das Gymnasium, nur daß die Ziele, nach denen gerungen wird, andere geworden sind. Welches sind denn, so fragt Ihr wohl, die Ziele, nach deren Erreichung wir streben sollen? — Zuerst sollt Ihr auch danach ringen, Euren Körper zu stärken und zu kräftigen, ihm zu Ausdauer und Gewandtheit zu verhelfen; auch dafür wird Euch hier ja die schönste und beßte Gelegenheit geboten. — Doch das zweite und weit höhere ist in dem gesunden Körper ein gesunder Geist. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten,“ deshalb müßt Ihr ringen nach einer tüchtigen Ausbildung Eures Geistes. Ihr sollt Jünger der Wissenschaft sein und werden, Ihr sollt dereinst als Beamte, Lehrer oder Geistliche unserem Volke und Staate dienen, aber welchem Berufe Ihr auch folgen möget, Ihr sollt zeigen, daß Ihr aus einer Schule stammt, in der Ihr gelernt habt, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu lieben und zu achten, nicht um äußerlicher Ehre und Ansehens bei den Menschen willen, auch nicht blos um der inneren Befriedigung willen,

sondern um des Bewußtseins willen, nach dem Guten, Wahren und Schönen zu streben und damit zu leiten und zu fördern diejenigen, deren Wohl Euch dereinst wird anvertraut werden. — Aber was hülfe es, wenn Ihr die ganze Welt gewännet und nähmet Schaden an Eurer Seele? „Si Christum nescis, nihil est, si cetera discis." Nicht blos danach also sollt Ihr ringen, tüchtige, der Wissenschaft ergebene Schüler zu sein, nicht blos dereinst tüchtige Bürger unseres Vaterlandes zu werden, sondern vor Allem dereinst Gott wohlgefällige Bürger unserer himmlischen Heimath zu werden. Nie dürft Ihr vergessen, daß die Furcht Gottes der Weisheit Anfang ist, daß Gottes Gebote zu halten Eure heiligste und vornehmste Pflicht ist, gegen die alle andern zurücktreten müssen.

Habe ich Euch, liebe Schüler, so in kurzen Zügen vorgehalten die Ziele, welche Euch als die zu erstrebenden gesteckt sind, so weiß ich Euch, um zu solchem Ziele zu gelangen, keinen besseren Weg anzugeben als den alten Wahrspruch, mit dem in vielen Gymnasien grade diese Stätte geschmückt worden ist, den Wahrspruch: Ora et labora! Bete und arbeite! das sind die sicheren und allein sicheren Mittel, um zu einem fröhlichen und seligen Ende zu gelangen. Seht, liebe Schüler, das ist mein Glaubensbekenntniß in Bezug auf Euch: ich glaube, wenn Ihr betet und arbeitet, so wird es Euch gelingen, Körper, Geist und Seele auszubilden, so werdet Ihr wachsen und gedeihen, stark werden im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade wird bei Euch sein!

Der zweite und der amtliche Name unserer Schule ist Pädagogium, und damit unterscheidet sie sich sehr wesentlich von andern Schulen gleicher Gattung, daß sie nicht blos Unterrichtsanstalt, sondern ebenso sehr Erziehungsanstalt ist. Zwar wird kein Lehrer irgend einer Anstalt, sie sei geartet, wie sie wolle, seinen Beruf richtig auffassen, wenn er der Meinung lebt, es genüge zu seiner Pflichterfüllung, daß er diesen oder jenen vorgeschriebenen Unterrichtsstoff seinen Schülern beibringe,

1*

um alles Uebrige brauche er sich nicht zu kümmern, — aber nirgends wird ein solcher Lehrer unbrauchbarer sein, als an geschlossenen Anstalten, wie die unsrige ist. Und wäre unser Beruf kein anderer, wahrlich, es wäre ein recht kläglicher und nichtiger, wenn der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler nur von dem Munde des einen bis zum Ohre des andern sich erstreckte, wenn er nicht vom Herzen zum Herzen gienge. Aber dem ist auch nicht so, es muß vielmehr jeder Unterricht ein erziehliches Moment in sich enthalten; und uns, meine verehrten Herren Amtsgenossen, muß der Name „Pädagogium“ um so mehr darauf hinweisen, daß wir diese beiden Seiten unseres Amtes, das Unterrichten und das Erziehen, in gleiche Linie stellen und in der möglich größten Vollkommenheit zu erfüllen bemüht sind. Darf ich nun vor Ihnen auch nach dieser Richtung mein Glaubensbekenntniß ablegen? — Es wird von einem alten Schulmanne erzählt, daß er seinem Schüler, der sich demselben Berufe zu widmen im Begriffe war, die goldene Regel an das Herz legte: „mein Sohn, vergiß nicht, daß amo die erste und doceo erst die zweite Conjugation ist.“ Und so glaube auch ich: das Wirken des Lehrers und Erziehers muß beruhen auf der Liebe; und zwar muß dieselbe eine zweifache sein, eine Liebe zu dem Gegenstande, welchen er unterrichtet, und eine Liebe zu der Jugend, die ihm anvertraut ist. Aber grade weil der Lehrer eine doppelte Liebe haben muß, eine zu dem Objecte des zu Lehrenden und eine zu dem Subjecte des Lernenden, so wird auch der Unsegen der Unzufriedenheit mit seinem Berufe ebenso, wie der Segen der Zufriedenheit ein doppelter sein. Freilich, wer diesen köstlichen Segen sich erwerben will, der darf Mühe und Arbeit nicht scheuen, der muß unablässig ringen und streben, nie darf er glauben, daß er es schon erreicht hätte, — daß er es immer besser und schöner erreichen wolle, muß all sein Sinnen und Denken in Anspruch nehmen. Auch darf er namentlich die Liebe zum klassischen Alterthum nicht etwa sich

verscherzen lassen dadurch, daß dasselbe mit unserer frischen Gegenwart in keinem Zusammenhange zu stehen scheint; noch weniger darf er die Liebe zur Jugend verlieren wegen des kecken Uebermuths oder der leichtsinnigen Unbesonnenheit Einzelner. Wer aber diese zweifache Liebe sich zu bewahren weiß, dem wird dann in einer dritten Liebe der herrlichste Lohn zu Theil, in der Liebe und Dankbarkeit seiner Schüler; denn wer Liebe säet, der wird auch Liebe ernten, und wahrlich ein Lohn, köstlicher als Reichthum und Ehren, köstlicher als jeder irdische Besitz ist der von Herzen kommende Dank, ist die aus den Augen leuchtende Liebe des Schülers.

Es sei mir gestattet, hier noch einer anderen pädagogischen Anweisung zu gedenken, um so mehr, da sie ausgeht von einem Manne, den unser Ilfeld immer mit berechtigtem Stolze unter seinen Lehrern aufzählen wird, von dem Manne, der es verdient als der Begründer der klassischen Alterthumsstudien angesehen zu werden, von Friedrich August Wolf. Derselbe gab auf vielfaches Drängen, daß er ein Lehrbuch der Pädagogik schreiben möchte, die Antwort: wozu ein Buch schreiben über eine Sache, die sich zusammenfassen läßt in den Einen Satz: „Habe Geist und wisse Geist zu wecken.“ Ein stolzes Wort, das viel gelobt und ebenso viel getadelt worden ist. Man hat wohl gesagt, der Lehrer muß gar nicht geistreich sein, ja er soll es nicht einmal sein, denn je geistreicher einer ist, um so weniger hat er in der Regel Lust zu der unumgänglich nöthigen Wiederholung des schon oft Vorgetragenen, zu dem ebenso nöthigen Sichherablassen auf den Standpunkt des nicht verstehenden oder des irrenden Schülers; aber doch noch schlimmer als dieses Extrem des genialen Lehrers ist das entgegengesetzte, das des geistlosen Lehrers, der seinen Unterricht gibt in hergebrachter, einförmiger Weise, unbekümmert um die Wirkung seiner Worte in gleichgültiger Stumpfheit gegen sich selbst und seine Schüler. Aber so gewiß es zwischen diesen beiden äußersten Endpunkten gar manche acht- und ehr-

bare Mittelstufe gibt, und so gewiß das Lehramt nie zu einem mechanischen Handwerke heruntersinken, der Lehrer nie vergessen darf, daß es seine Pflicht ist den Geist zu wecken und zu bilden, ebenso sicher müssen wir doch gegen diese Wolf'sche Pädagogik Einspruch erheben, wenn damit die Aufgabe des Pädagogen erschöpft sein soll, und wir thun dies mit Rückert's Worten:

„Kopf ohne Herz, Herz ohne Kopf, verhängnißvolle Gaben;
Der Menschen Heil ist: Kopf und Herz auf richt'gem Fleck
zu haben."

Ich komme endlich zu dem dritten Namen unserer Anstalt, der vielleicht der gebräuchlichste und bedeutungsvollste, jedenfalls nicht minder als die andern geeignet ist uns zu belehren und zu mahnen. Wie man die mit den bischöflichen Kirchen verbundenen Schulen Domschulen zu nennen pflegte, so bezeichnete man ursprünglich mit dem Worte Klosterschule diejenigen, die neben und mit den Klöstern entstanden; so die Stiftsschule zu Tours unter dem berühmten englischen Mönche Alcuin, so unter dessen bedeutendstem Schüler, Hrabanus Maurus, die Klosterschule zu Fulda. Seit den Zeiten der Reformation hat der Name eine andere Bedeutung gewonnen; man versteht seitdem darunter die aus den aufgehobenen Klöstern entstandenen Schulen, so namentlich in Sachsen, Württemberg und Hessen. Wie hatten sich aber auch die Klöster von Karl dem Großen bis zu Karl V. verändert; aus Stätten der Wissenschaft, eines frommen und beschaulichen Lebens waren sie herabgesunken zu Herbergen des Müssiggangs, der Unwissenheit und unzüchtigen Wandels. Nun wurden sie in den protestantischen Ländern meist in Schulen umgewandelt und sollten in anderer Gestalt wieder werden, was sie in ihren beßten Zeiten gewesen waren; und was ist das? Lassen Sie mich, hochgeehrte Anwesende, dies bezeichnen mit dem Gelübde, welches in der altberühmten Klosterschule Pforte die neu aufgenommenen Schüler abzulegen pflegen; sie versprechen, mit Gottes Hülfe

fleißig, gehorsam, gottesfürchtig und dankbar zu sein. Und da in der That geschlossene Anstalten neben besonderen Vorzügen doch auch ihre eigenthümlichen Gefahren haben, so sind es diese vier Cardinaltugenden, nach denen jeder streben muß, um dem Uebel zu entgehen und des Guten theilhaftig zu werden. — Der Fleiß ist die Grundtugend jedes Schülers, aus ihm ergeben sich zum großen Theile die andern; nur muß dieser Fleiß beruhen nicht etwa blos auf der Furcht vor Strafe oder auf der Aussicht auf Belohnung, sondern auf einem lebendigen Pflichtgefühle oder, was noch besser ist, auf der Liebe zu den Wissenschaften. Die zweite Tugend, die jeder Klosterschüler in größerem Maße sich aneignen muß, als Schüler anderer Anstalten, ist der Gehorsam, das ist:

„der Pflichten schwerste zu erfüllen,
zu bändigen den eignen Willen".

Gar manche Dinge, die an und für sich erlaubt sind, die auch auf andern Schulen nicht verboten werden, müssen bei dem Zusammenleben Vieler streng untersagt, und die Ueberschreitung solcher Bestimmungen darf nicht geduldet werden. Um des Ganzen willen muß jeder Einzelne sich manche Beschränkung auferlegen und Gehorsam üben namentlich auch gegenüber solchen Anordnungen und Einrichtungen, die zuweilen bedeutungslos scheinen können, für die Gemeinschaft aber getroffen werden müssen. Aber leicht wird diese Pflicht wie jede andere, wenn Ihr, liebe Schüler, Euch der Erfüllung derselben unterzieht aus Gottesfurcht, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr, um Gottes Geboten nachzuleben, auch die besonderen Pflichten des Standes erfüllen müßt, in welchen Gott Euch gesetzt hat. Eine seltene und darum nur um so schönere Tugend endlich ist die Dankbarkeit, aber ich darf wohl sagen, daß gerade diese in Klosterschulen häufiger gefunden wird, als in städtischen Anstalten. Wenn auch oft dieses Gefühl der Dankbarkeit sich erst in den reiferen Jahren einstellt, so ist es

doch begreiflich, daß die Anhänglichkeit der Schüler untereinander sowohl als die Anhänglichkeit der Schüler an die Anstalt, die sie gepflegt und genährt hat, lebhafter und dauernder ist, als in großen Städten, die ein so festes und inniges Zusammenleben und Zusammenwachsen von Schule und Schüler nicht kennen. Seht, liebe Schüler, das hauptsächlich ist eine berechtigte Klostereigenthümlichkeit, die unserem Ilfeld immer bewahrt bleiben möge. Und so weiß ich keinen Wunsch, mit dem ich besser mein neues Amt antreten könnte, als den, daß diese vier Tugenden, Fleiß, Gehorsam, Gottesfurcht und Dankbarkeit in unserer Ilfelder Klosterschule immer mehr wachsen und gedeihen mögen. Der Herr aber, der das Wollen gibt und das Vollbringen, wolle Lehrer und Schüler stärken mit seinem Segen, Er wolle seine schützende Hand legen auf unser Kloster, daß es blühe und immer reiner und lauterer werde zu Seines Namens Ruhm und Ehre!

II.

Am 24. September 1870.

Eine Schulfeier! — man könnte glauben, dazu sei unsre Zeit zu groß und zu gewaltig, eine Feier, die ein so kleinliches Ereigniß zum Gegenstand habe, sei nicht im Stande unsre Theilnahme zu erwecken, jetzt wo welthistorische und welterschütternde Thaten geschehen, — Thaten, die noch nach Jahrhunderten werden bewundert werden, so gut wie sie den größten aller Jahrhunderte zur Seite gesetzt zu werden verdienen, — jetzt sei es nicht passend, kleine Vorkommnisse des alltäglichen Lebens mit feierlichen Formen zu umkleiden; — heute, wo große, entscheidungsvolle Völkerschlachten und Siege den Jubel von ganz Deutschland erwecken, müsse man andre Feste, wenn man sie auch sonst zu feiern gewohnt gewesen wäre, ganz still vorübergehen lassen. Und doch, liebe Schüler, das wäre Unrecht, dem darf nicht so sein; unser Leben wurzelt zunächst in unserer Schule, und so gewiß es unsre Pflicht ist, jetzt und unter allen Verhältnissen in der Schule getreu das Unsrige zu thun, ebenso gewiß haben wir auch das Recht, den Tag zu feiern, der nun einmal im gewöhnlichen Leben der größte Schulfesttag ist, den Tag, an welchem wir diejenigen unserer Schüler, die ihre Laufbahn bei uns vollendet und ehrenvoll ihr Ziel erreicht haben, entlassen aus unserem stillen Kreise und übergeben dem lauten Markte der Welt. Wir können diese nicht uns verlassen und hinausziehen sehen,

ohne ihnen unsre beßten Segenswünsche mit auf den Weg zu geben, ohne sie noch einmal zu ermahnen, daß sie den hier empfangenen Lehren treu bleiben und der Anstalt, die sie gebildet hat, für alle Zukunft ein liebevolles Andenken bewahren mögen. — Und grade in solchen Zeiten, wie wir sie jetzt erleben, ist unser Herz besonders voll von Warnungen und Wünschen für Euch, geliebte Schüler; es ist so viel, was wir Euch noch einmal recht nahe legen möchten, ehe wir Euch unserer Obhut entheben, daß es sehr schwer fällt, das Wesentlichste und Bedeutungsvollste aus dieser Fülle herauszugreifen. Aber freilich in Tagen, in denen mehr als je alle unsere Gedanken vom Vaterlande in Anspruch genommen werden, da wollen wir auch in dieser Beziehung heute das Vaterland voranstellen und Euch beiden beim Abschied von uns noch einmal zurufen: haltet fest in treuer Liebe an unserm schönen Vaterlande, und, zeigt Euch würdig und werth unseres großen Vaterlandes!

Es gab im alten Griechenland ein Sprüchwort: es ist besser ein Athener zu sein denn ein Seriphier, d. h. es ist besser einem großen und mächtigen Staate anzugehören als einem kleinen für das Ganze fast werthlosen Gemeinwesen, oder, wie man es auch ins Deutsche übersetzen könnte, es ist besser ein Preuße als ein Waldecker zu sein. Indessen hat auch dies Sprüchwort, wie die meisten seines Gleichen, nicht volle und unbedingt geltende Wahrheit. Wir haben in Deutschland oft und lange über den Fluch der Kleinstaaterei geseufzt und wir hatten Grund dazu; — aber ebenso wenig sollen und dürfen wir je das Gute vergessen, das wir den kleinen Staaten zu danken haben. Wenn mit Recht hervorgehoben wird, „daß die wichtigsten Anregungen der intellectuellen Entwicklung in Deutschland nicht von den deutschen Großstaaten ausgegangen sind"*), wenn grade unsre größten Geister, ich nenne z. B. nur

*) Gervinus, Geschichte des 19. Jahrh. Bd. VIII. S. 728.

Goethe und Schiller, aus kleinen Staaten entstammten, so haben grade diese kleinen Staaten mit ihren Höfen und Hauptstädten, mit ihren mannigfaltigen Bildungsanstalten unendlich Viel dazu beigetragen, daß die Bildung eben eine sich weit und tief im deutschen Volke verbreitende geworden ist, daß solche unnatürliche Zustände, in denen sich Eine Stadt zum Tyrannen des ganzen Landes aufwirft und nicht blos zu sagen sich erfrecht: „das Land bin ich", sondern sogar: „die Welt bin ich", daß eine solche alles partikulare Leben ertödtende Centralisation bei uns in Deutschland unmöglich war und hoffentlich auch für alle Zukunft unmöglich bleiben wird. Wir aber loben Gott und preisen auch deshalb seine gütige und gnädige Führung der Geschicke unseres deutschen Vaterlandes, daß er uns erst weit später aus der Vielheit die Einheit hat finden lassen, nachdem wir den möglich größten Nutzen aus der Mannigfaltigkeit gezogen hatten, — und nachdem die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Einheit immer festere und tiefere Wurzeln geschlagen hatte. Denn heute findet jenes griechische Sprüchwort keine Anwendung mehr auf uns Deutsche; wir haben ja sonst so manche Aehnlichkeit im Guten wie im Schlimmen mit jenem herrlichen Volke des Alterthums, aber darin unterscheiden wir uns doch nun für alle Zeiten von ihm, daß, während jenes durch fortgesetzte partikularistische Streitsucht und Uneinigkeit dem makedonischen Erbfeinde die Vernichtung der griechischen Freiheit erleichterte, wir uns jetzt durch den Angriff des Erbfeindes mit Einem Schlage zur lange ersehnten aber immer vergeblich herbeigewünschten Einigkeit emporgeschwungen haben in einer Weise, die selbst des kühnsten Träumers frohste Erwartungen weit hinter sich gelassen hat. So ist es endlich bei uns vorüber mit Seriphier und Athener, mit Großstaat und Kleinstaat, die Eine allgemeine Mutter umfaßt endlich wieder alle ihre Kinder mit gleicher Liebe, und Deutsche nennen sich wieder mit Stolz der Mecklenburger und der Schwabe, der Waldecker und

der Preuße. Darum freut Euch, Ihr beiden, die Ihr ja den beiden zuletzt genannten Staaten angehört, daß Ihr aus der Schule in das Leben hinaustretet zu einer Zeit, da zur Wahrheit geworden ist, was Eure Väter und Vorfahren in ihrer Jugend nur ahnen und hoffen konnten, zu einer Zeit, da unser schönes Vaterland wirklich Eins ist, wie früher nur die Dichter sangen, „von der Maas bis zu der Memel, von der Etsch bis an den Belt", „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt". Nun ist des Deutschen Vaterland „wo Eide schwört der Druck der Hand, wo Treue hell vom Auge blitzt, und Liebe warm im Herzen sitzt! O Gott vom Himmel sieh darein, und gib uns ächten deutschen Muth, daß wir es lieben treu und gut". — Und das ist die erste Mahnung, die ich Euch beim Scheiden jetzt noch einmal ans Herz lege: haltet fest in treuer Liebe an unserm einigen schönen Vaterlande; und wenn auch bald, was Gott geben möge, die Kämpfe für Deutschlands Ehre ein Ende nehmen, wenn Ihr nicht berufen seid für das Vaterland zu sterben, so lebet für dasselbe, widmet ihm alle Eure Kraft und alle Eure Gaben und seid immer eingedenk nicht blos der Worte des großen Römers: cari sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares, sed omnes omnium caritates patria una complexa est,*) sondern auch der Aufforderung unseres deutschen Dichters: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

Eine nothwendige Folge aber der neu begründeten Einheit Deutschlands ist auch die neu begründete deutsche Macht und Größe; und doch müssen wir bekennen, daß wir selbst erstaunt und überrascht die Entfaltung dieser lange in uns verborgen gebliebenen und ungekannten Kraft mit angesehen haben. Nur zu lange war man in Europa gewohnt, Deutschland als solches nicht blos als nicht mitrathend und mit-

---

*) Cic. de off. I. 17. 57.

thatend bei der Entscheidung großer Fragen anzusehen, sondern auch gradezu als das Land, das bei dem Streiten der Andern nur zu leiden ausersehen sei, das büßen müsse, sowohl wenn die Andern kriegten, als wenn sie Friede schlössen. So wurde manches schöne Stück deutschen Landes abgerissen und einem fremden Herrscher übergeben, das aber was blieb, so gespalten und zerstückelt, daß es völlig der Ohnmacht verfiel und das Bewußtsein der in ihm schlummernden Heldenkraft verlor. Aber endlich ist der schlafende Kaiser erwacht, unserm greisen König Wilhelm war es von der Vorsehung vorbehalten einen Umschwung herbeizuführen, wie er herrlicher und schöner kaum gedacht werden kann. Wie er Schleswig und Holstein den Dänen abgenommen und so diese Länder wieder deutsch gemacht hat, so wird er jetzt auch die lange verlorenen südlichen Grenzländer Elsaß und Lothringen mit den deutschen Gesammtlanden vereinen; wie er der elenden Zerrissenheit im Innern ein Ende gemacht und zunächst in dem norddeutschen Bunde ein starkes, Achtung gebietendes und genießendes Ganze geschaffen hat, so steht er jetzt an der Spitze aller deutschen Krieger und hat eine Heeresmacht ins Feld geführt größer und kampfesmuthiger, als sie Deutschland je gesehen hat. Und es ist bereits kein Zweifel mehr, daß diese Einheit im Kriege, unter welcher Form auch immer, ebenso wird im Frieden bewahrt bleiben. Und dann hat Deutschland eine Macht an äußerer Ausdehnung sowohl wie an innerer Erstarkung und Festigkeit gewonnen, daß selbst die glänzendsten Zeiten des Mittelalters unter den Ottonen und Hohenstaufen nicht entfernt damit verglichen werden können. Bedarf es noch der Beweise für unsre Größe und Macht nach den welterschütternden Ereignissen, die wir in den letzten Wochen erlebt haben? Das Volk, das sich das erste der Welt zu sein rühmte, das lange Zeit direct oder indirect Europa beherrschte und noch zu beherrschen glaubte, liegt gebrochen und zerschlagen zu unseres Königs Füßen, und, so Gott will, wird es nicht lange mehr

dauern, bis es, zur Erkenntniß und zur Demuth gekommen, den Frieden annimmt, den ihm des Siegers strenger und entschiedener Wille vorschreibt. Zweifelt noch Jemand an des einigen Deutschlands unbezwinglicher Kraft? Nein, nein, über den ganzen Erdkreis hin ertönt der Jubel Deutscher ob so herrlicher Siege, über den ganzen Erdkreis hin verbreitet sich die Ueberzeugung, daß Deutschland das Bewußtsein von der ihm innewohnenden Kraft wiedergefunden hat und von nun an unbesiegbar und unwiderstehlich sein wird. Das ist eine große, eine erhebende Zeit, in der solches sich erfüllt, und darum richte ich an Euch beide, die Ihr in so gewaltiger Zeit der sorgenden Obhut der Schule entwachset und hinausziehet um dem Staate dienen zu lernen, meine zweite, ebenso ernste Mahnung: zeiget Euch würdig und werth unseres großen Vaterlandes! Und wahrlich! es kann ja nicht anders sein, wie unser Aller, so muß auch Euer Herz ergriffen sein und beseelt werden von dem festen Entschluß: ich will es verdienen, dereinst ein würdiger Sohn Deutschlands genannt zu werden. Und dazu, liebe Schüler, dieses hohe Lob zu erwerben, dazu gehören vor allen andern zwei Tugenden, die zu erwerben Ihr mit unablässigem Ringen bestrebt sein müßt, das sind: Treue und Wahrhaftigkeit. Schon im grauen Alterthume werden an den Deutschen diese beiden Eigenschaften gepriesen, und so gewiß sie grade jetzt wieder im hellsten Lichte leuchten, so gewiß wir ihnen nicht zum geringsten Theile die glänzenden Erfolge der jüngst verflossenen Tage zu danken haben, so gewiß müssen wir auch alle Kraft aufbieten und den festen und unbeugsamen Willen uns aneignen, festzuhalten an Treue und Wahrhaftigkeit hier und aller Orten jetzt und zu allen Zeiten, an Treue und Wahrhaftigkeit bis zum Grabe. Treu gegen Gott und seine heiligen Gebote, treu gegen König und Vaterland, treu gegen die Pflichten des Berufes, treu gegen die Familie und den Freund, das sei und werde wieder der Stolz und das Erkennungszeichen jedes Deutschen. Damit

völlig einbegriffen ist dann schon Haß und Verachtung gegen jede Lüge und alles falsche Wesen, gegen Trug und Heuchelei. Nur wer unter allen Umständen die Wahrheit hoch und in Ehren hält, nur der hat ein Recht darauf, ein deutscher Mann zu heißen. Gott möge geben, daß unser ganzes Volk dies immer mehr erkennt! Gott möge geben, daß auch Ihr in diesem feierlichen Augenblicke Euch das Gelöbniß ablegt, treu zu sein all Euren heiligen Pflichten, wahr zu sein in Allem bis aufs Wort, gegen Gott, gegen die Menschen, gegen Euch selbst! — Das ist der herzliche Wunsch, mit dem ich Euch nunmehr im Namen des Lehrer=Collegiums aus unserer Anstalt entlasse. — Und somit Gott befohlen! Der Herr geleite Euch auf allen Euern Wegen, der Herr segne und behüte Euch, der Herr sei Euch gnädig jetzt und immerdar! Amen!

III.

Am 19. November 1870.

Es kann bedenklich erscheinen, von fremden Orten eine Einrichtung herübernehmen und dieselbe als Sitte dahin verpflanzen zu wollen, wo bisher Nichts der Art bekannt war. Eine Sitte kommt ja nur da zur rechten Geltung und Würdigung, wo sie seit langer Zeit in steter Uebung begriffen, wo sie in den Herzen der Menschen so fest gewurzelt ist, daß sie als etwas Selbstverständliches, als etwas Nothwendiges betrachtet wird. Dort wirkt sie segensreich und stiftet viel Gutes, wird sie das aber auch da können, wo sie als etwas Neues und Ungewohntes erscheint, wo sie fremd ist dem Bewußtsein und Denken der Menschen? — Solche Bedenken können in uns aufsteigen, wenn wir heute Abend zum ersten Male eine Feier begehen, die wir gern an dieser Stätte zu einer alljährlich wiederkehrenden machen möchten. Deshalb müssen wir, je ernster diese Feier ist, je mehr wir wünschen, daß ihr die verdiente Würde und Beachtung auch hier zu Theil werde, bemüht sein, zunächst solchen etwaigen Bedenken entgegenzutreten.

Und diese Bedenken werden gehoben werden, wenn wir beherzigen, daß es kein fremder Boden ist, auf den diese schöne Sitte verpflanzt werden soll, daß er vielmehr mit all den Orten, an welchen dieselbe blüht und in Ansehen steht, dieselben eigenthümlichen Verhältnisse theilt und in gleichem Maße besitzt. Es ist eben eine Sitte geschlossener Anstalten, —

hervorgegangen aus einer der ältesten und berühmtesten, hat sie sich allmählich über alle andern verbreitet und an jeder die freudigste Zustimmung und herzlichste Anerkennung gefunden gewiß aus keinem andern Grunde, als weil sie vollständig dem Wesen solcher Anstalten entspricht und diesem gleichsam das letzte Siegel aufdrückt. Wir bilden hier in Ilfeld, wie an jenen Orten, nicht sowohl eine bloße Schul- als vielmehr eine Familiengemeinschaft; warum denn sonst legt man gerade solchen Instituten den schönen Namen der Mutter, der alma mater bei? Ihr steht, liebe Schüler, zu uns, Euern Lehrern, nicht blos da als die Lernenden, die nur zu den Unterrichtsstunden kommen und im Uebrigen ihrer eignen Familie oder gar sich selbst überlassen sind; Ihr findet zum größten Theil hier nicht blos Unterweisung in guten und nützlichen Kenntnissen, es soll Euch hier auch ein Ersatz werden für das elterliche Haus, welches Ihr verlassen habt. Und so umfängt Euch das Pädagogium mit liebreichen Armen, Ihr seid zugleich unsre Zöglinge, unsre Schützlinge, unsre Kinder! Und wie wir kaum irgend etwas sehnlicher wünschen, als daß Ihr diese Liebe erwiedert, daß Ihr diesem altehrwürdigen Kloster treue Anhänglichkeit bewahrt, auch wenn Ihr es verlassen habt, Euer ganzes Leben hindurch, so wollen wir Euch beweisen, daß wir ebenso die Schicksale der uns einst anvertrauten Zöglinge verfolgen auf ihrer späteren Laufbahn und ihnen auch dann noch ein wehmüthiges Wort der Erinnerung widmen, wenn sie aus dem Leben geschieden sind. Und wenn Ihr heute zum ersten Male diese Feier hier begeht, die ein Erinnerungsfest sein soll an jüngst verstorbene frühere Angehörige unserer Anstalt, so muß es für Euch ein erhebender Gedanke sein, daß heute Abend um dieselbe Stunde auch in Pforte, Meißen, Grimma, in Brandenburg und Putbus der Todten gedacht wird, die einst als fröhliche Knaben und Jünglinge an diesen Orten lernten und spielten und nun hinübergegangen sind zum bessern Leben; und daß einst auch der Abend

kommen wird, wo Deiner gedacht wird als eines, den Gott heimgerufen hat von dieser Erde!

Junger Knabe, junger Knabe,
Dir auch singt man dort einmal! —

Schwinden so, wie wir hoffen, alle Bedenken gegen eine Einrichtung, die ihren tiefsten Grund hat in der Liebe, wird nunmehr von Euch Allen diese neu eingeführte Sitte freudig begrüßt und aufgenommen in den Kreislauf der Euch hier beschiedenen Tage, so muß selbst das letzte und leiseste Bedenken vergehen vor dem Bewußtsein, daß das, was bisher nur als ein Tribut treuer Anhänglichkeit erschienen ist, auch eine heilige und unerläßliche Pflicht für uns ist. So gewiß wir glauben, daß der Mensch nach dem Tode in dieser Welt in einer höheren ein besseres Leben fortführt, so gewiß wir auf eine Vereinigung hoffen mit all den Lieben, die uns in die Ewigkeit vorausgegangen sind, ebenso gewiß ist es auch unsere Pflicht, so lange wir auf Erden leben, der theuern Todten zu gedenken, das, was sie für uns gethan haben, was sie uns gewesen sind, immer in treuen Ehren zu halten und in einem feinen und guten Herzen zu bewahren. Sollte Jemand an dieser seiner Pflicht haben zweifeln können, nun, ich denke, auch in dieser Beziehung, wie in so mancher andern, hat das gewaltige Jahr 1870 ihn eines Besseren belehren können. — Wir haben ja in diesem Jahre eine ungleich größere Zahl von Todten zu beweinen, als in früheren, es gibt ja fast keine Familie in unserm deutschen Vaterlande, die nicht den Verlust eines näheren oder ferneren Angehörigen zu beklagen hätte. Und diese Alle sind für uns gestorben, für unsres Vaterlandes Freiheit, Ehre und Macht, und wir sollten sie vergessen können, sollten nicht vielmehr jedes Mittel aufsuchen, um unsre Dankbarkeit durch Wort und That zu beweisen, um dem Gedächtniß der Geschiedenen immer besser gerecht zu werden? Wenn Theodor Körner singt:

Doch stehst Du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

so gilt diese Mahnung jetzt wieder und in erhöhtem Maße für Alle, die die Siege des glorreichen Jahres überlebt haben. — Auch unter den Todten, denen heute die Mutter Ilfeld den trauervollen Nachruf widmet, habt Ihr einige nennen hören, die für das Vaterland in den heiligen Krieg gezogen sind und dort ihr junges und blühendes Leben geopfert haben. Wir dürfen stolz darauf sein, daß unter den deutschen Kriegern gar Manche sich befinden, die ihre Vorbildung auf Ilfeld's Schule empfiengen und dürfen deshalb auch heute Abend unsre Betrachtungen insbesondere denjenigen widmen, die für Deutschland geblutet haben und in den Tod gegangen sind. Der Ehre der Andern wird dadurch kein Eintrag geschehen, auch sie haben ja, obwohl in anderem Sinne, ihr Leben dem Vaterlande geweiht.

Derer in feierlicher Weise zu gedenken, die im Dienste des Vaterlandes gestorben waren, ist eine schon im griechischen Alterthum geheiligte Sitte. In Athen wurde den im Kriege Gefallenen von Staatswegen in einer öffentlichen Gruft nahe bei der schönsten Vorstadt das Grab bereitet, und sobald die Särge mit Erde bedeckt waren, hielt ein von der Stadt erwählter, durch Geistesbildung und Ansehen hervorragender Mann die Lobrede auf die eben Bestatteten. In dem Geschichtsbuche des Thukydides ist uns die Leichenrede erhalten, mit welcher Perikles die in der ersten Zeit des peloponnesischen Kriegs gefallenen Athener feierte; unsre Primaner haben sie am Schluß des verflossenen Sommerhalbjahrs mit mir gelesen, und wir sind Alle erschüttert gewesen, wie fast ein jeder Gedanke dieser in allen Zeiten als ein Meisterwerk gepriesenen Rede seine Anwendung fand auch auf unsre große Zeit. Es sei mir daher gestattet, dem Gedankengang des großen

athenischen Staatsmannes in diesem Sinne mich heute anzuschließen.

„Es ist gerecht und ziemt sich auch bei solcher Gelegenheit," meint Perikles, „daß die Ehre der ersten Erwähnung gezollt werde unsern Vorfahren und Vätern, die uns unser Vaterland als ein freies hinterlassen und es so kräftig geschaffen und ausgestattet haben, daß es wie zum Frieden, so zum Kriege sich völlig selbst genügt." — Mahnt nicht auch uns in diesen letzten Tagen und Wochen Alles und Alles an die große Zeit unsrer Väter, an die Freiheitskriege von 1813—1815, als es galt den Unterdrücker Deutschlands hinauszuwerfen aus unseren Gauen und zu retten deutsche Sitte, deutsches Recht und deutsche Freiheit? Es geht ja heute dieselbe, ja vielleicht eine noch höhere und allgemeinere Begeisterung durch Aller Herzen, und seit langen, langen Jahren ist die Liebe zu unserm schönen, deutschen Vaterland nicht in so hellen Flammen emporgeschlagen, als jetzt, da seine Ehre frevelhaft angetastet wurde, als jetzt, da wir der Vollendung des lange ersehnten Einigungswerkes täglich mit größerer Zuversicht entgegen sehen dürfen. Wie die großen Schlachten, die unsre tapfern Krieger geschlagen haben, die Tage von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken, die Kämpfe um Metz, Sedan und Straßburg, der baldige Einzug in Paris, mahnen an die Tage von Großbeeren, Dennewitz und an der Katzbach, an die Völkerschlacht bei Leipzig, den Einmarsch in Frankreich und die Einnahme von Paris: so werden die alten Heldengestalten eines Scharnhorst, York, Blücher und Gneisenau, wieder lebendig vor unsern geistigen Augen, wenn wir sehen, was unsre Heerführer heute vermögen, welche unvergleichliche Thaten unser König mit seinem Grafen Moltke, unser Kronprinz und Prinz Friedrich Karl mit ihren Generälen der staunenden Welt haben zeigen können. — Derselbe Schmuck, der damals als der höchste galt und noch bis in unsre Zeiten geehrt wird, ziert auch jetzt wieder die Brust unserer Tapferen;

aber freilich, neben dem eisernen Kreuze, der größten Ehre für die Ueberlebenden, bezeichnete wie heute auch damals manch hölzernes Kreuz, daß gar Viele in dem heiligen Kampfe für's Vaterland sich den Tod erobert hatten. Auch damals war neben all dem Jubel über die endliche Befreiung, über die herrlichen Siege viel bittres Weh und Herzeleid um all die Theuern, welche die furchtbare Kriegsfackel dahingerafft und verzehrt hatte. Gar Manchem war es nicht beschieden heimzukehren und die Früchte zu ernten der großen Kämpfe, „ja der Krieg verschlingt die Besten;" Theodor Körner, der Sänger der Freiheitskriege, war gefallen, und „wie Scharnhorst unter den Alten, so war Friesen von der Jugend der größte aller Gebliebenen."

Ihnen Allen aber, den Kämpfern und Helden jener Zeit, gebührt der vollste Dank auch unsrer Generation, daß sie uns Deutschland frei, selbstständig und tüchtig zu Krieg und Frieden hinterlassen haben. Freilich kostete es noch manches heiße Ringen, bis das verwirklicht wurde, was damals und später die Hoffnung der Besten war, aber der Grund wurde in jener Zeit gelegt, der Grund dazu, daß wir heute, wie Perikles von Athen, rühmend sagen können: „wir Deutsche haben nun eine Staatsverfassung, die den Nachbarstaaten ihre Gesetze nicht neidet, mit der wir auch nicht mehr fremde nachahmen wollen, sondern vielmehr selbst ein Vorbild für Andre sind." Die hauptsächlichste Eigenschaft aber, durch welche wir dies lange erstrebte hohe Ziel wenn auch spät errungen haben, das ist die deutsche Treue. Möge diese Treue gegen Gott und seine Gebote, gegen König und Vaterland, gegen uns selbst und unsre uns obliegenden Pflichten immer mehr ein dauernder und hervorstechender Vorzug unseres ganzen Volkes werden!

„Daß aber das Gesagte," so schließen wir uns wieder dem athenischen Redner an, „nicht ein bei der gegenwärtigen Feier nur geltendes Gepränge von Worten, sondern thatsächliche Wahrheit ist, das thut selbstredend die Macht unsres

Vaterlands kund; denn es hat ganz allein in der Gegenwart bei der Probe sich größer bewährt als sein Ruf", ja, dürfen wir hinzusetzen, größer als unsre eigne Meinung von ihm. „In großartigen Spuren haben wir Zeugniß abgelegt von unsrer Macht und werden von der Mit- und Nachwelt bewundert werden, ohne noch eines Homer's zum Lobredner zu bedürfen. Und für ein solches Vaterland, weil sie es für werth hielten, daß jeder Raub an ihm gehindert werde, haben unsre gefallenen Helden hochherzig ihr Leben hingegeben, wie auch von den Ueberlebenden billig ein jeder entschlossen sein muß für es zu leiden. So ist denn der bedeutendste Theil meiner Rede schon ausgesprochen, denn womit ich unser Vaterland gefeiert habe, damit haben es die Verdienste dieser und ähnlicher Männer geziert; und Keiner von ihnen hat das Bestehen der Gefahr vermieden, sie hielten die Züchtigung der Feinde für begehrenswerther als Alles und erachteten es als das edelste aller Wagnisse, mit Leib und Leben einzustehen für das Wohl des geliebten Vaterlands." —

„Sind diese hier solche Männer gewesen," so wende ich mich nun mit Perikles Worten an Euch, liebe Schüler, „so dürft Ihr zwar wünschen, daß Eure Gesinnung gegen das Vaterland für Euch minder gefahrbringend sei, keineswegs aber dürft Ihr glauben, daß dieselbe minder kühn zu sein brauche! Ihr sollt nicht mit bloßen Worten Betrachtungen anstellen über den Nutzen und das Gute, das in der Abwehr der Feinde liegt, Ihr sollt vielmehr täglich auf die großartige Bedeutung unseres Vaterlands hinschauen, dessen begeisterte Verehrer werden und beherzigen, daß kühne, pflichtgetreue und von Ehre geleitete Männer diese Größe erworben haben. Sie aber bezahlten dem Staate die Steuer, welche die herrlichste ist, ihr Leben, und dafür trugen sie davon als eignen Gewinn nie alterndes Lob; denn ihr Ruhm verbleibt, da die Grabstätte glorreicher Männer die ganze Erde ist; ihr Denkmal

ist nicht blos die Aufschrift der Säulen im Heimatlande, sondern ihr Gedächtniß wird, auch ungeschrieben, bei Jedem im Geiste bewahrt immer fortleben. — Dürfen wir nun die Eltern dieser Dahingeschiedenen beklagen? Sie selbst, die auch unter wechselvollen Schicksalen herangewachsen sind, wissen ja, daß ihnen die würdigste Trauer zum Loos fiel, denn ihre Söhne fanden das würdigste Ende, den Heldentod für's Vaterland, sie fanden im Glück ihr Ende und in ihrem Ende noch das Glück des Sieges. Schwer freilich, das weiß ich, wird ein solcher Trost Eingang finden bei den Eltern, die mit ihrem Kinde auch ihr Glück hingegeben haben, aber ermuthigen müssen sie sich mit der Hoffnung auf die ihnen gebliebenen Kinder und danken auch dafür, daß sie das ihnen jetzt geraubte Glück doch auch lange besessen haben."

Diese herrlichen Worte des großen athenischen Staatsmanns, sie passen wunderbar auf unsre große Zeit, ja man ist versucht zu sagen, sie passen besser auf unser heutiges Deutschland als auf das damalige Athen; Athen hatte den Höhepunkt seiner Blüte überschritten und wurde einem baldigen jähen Fall entgegengetragen; unser Vaterland aber steht erst in der Morgenröthe seiner Größe und Macht, und das, was durch den opferbereiten Tod unsrer Theuern geschaffen worden ist, das soll erst, so hoffen wir zu Gott, in der Zukunft seine köstlichen reifen Früchte bringen.

Indem wir aber diese unsre Hoffnung in Gottes Hand legen, kommen wir zugleich auf den Trost, den ein Perikles nicht kennen konnte, der aber für uns doch weit schwerer wiegt, als alle jene seine Gedanken, so schön und trefflich sie auch sind. Das ist das sichere und feste Bewußtsein, daß wir Alle in Gottes Hand stehen, daß der alliebende und allgütige Vater die Geschicke eines Jeden von uns nach seiner allweisen Fügung lenkt, und daß Nichts in unserm Leben und auf der Welt geschehen kann gegen seinen heiligen Willen. Nicht blos ein Trost ist das also für jedes schwer geprüfte Herz, sondern zu-

gleich unerläßliche Pflicht für jeden Christen, sich zu beugen unter Gottes Schickung und fest zu vertrauen dem Worte des frommen Dichters:

Was Gott thut, das ist wohlgethan;
Er ist mein Licht und Leben,
Der mir nichts Böses gönnen kann;
Ich will mich ihm ergeben.

Stehen wir so im Leben wohl geborgen unter dem Schutze des treuen und allmächtigen Gottes, so haben wir auch die trostvolle Verheißung, daß es mit diesem Leben nicht aus ist, daß wir nur Pilgrime sind, die hier keine feste Stätte haben, sondern suchen die ewige und himmlische Heimat. Unser Heiland sagt ja: Selig sind, die in dem Herrn sterben! Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, wer mein Wort hört und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. So glauben und hoffen auch wir, daß diese Alle, die einst unsrer Gemeinschaft angehört haben, und deren Abscheiden aus dieser Welt wir heute betrauern, daß sie Alle gestorben sind in dem unerschütterlichen Glauben an ihren Herrn und Heiland und an die Erlösung von ihren Sünden durch sein Blut; daß sie Alle, — die Geistlichen, die ein langes Leben dem Dienste des Herrn gewidmet haben, der Lehrer wie der Schüler, die schon nach einer kurzen Wallfahrt ihr Ziel erreicht haben, und auch die, welche auf dem Felde der Ehre für das Vaterland gefallen sind, — daß sie Alle Gnade gefunden haben bei Gott unserm Vater und eingegangen sind in sein himmlisches Reich, wo Friede und Freude herrscht in Ewigkeit. Und so rufen wir aus mit dem Apostel: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! Amen!

IV.

Am 25. November 1871.

Es wird unserer Zeit nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, daß sie eine ungeheuer rasch lebende sei, d. h. daß sie sich gar bald gewöhne selbst an die außerordentlichsten Ereignisse, selbst an solche, die eintraten, nachdem man sie lange, lange ersehnt, nachdem man ihre Verwirklichung zu erleben kaum noch gehofft hatte. So sind die welthistorische Niederwerfung des napoleonischen Kaiserthrones und der französischen Republik, die Aufrichtung des deutschen Reichs und Kaiserthums in nie gesehenem Glanze gar bald Dinge geworden, in die wir uns wie in etwas Selbstverständliches eingelebt haben. — Verrauscht ist der Jubel, mit dem wir jede neue Siegesnachricht von dem Kriegsschauplatze, mit dem wir dann den wiederhergestellten ehrenvollen Frieden begrüßten; verrauscht ist der Jubel, mit dem wir die glücklich heimgekehrten Krieger und Sieger empfangen haben; — das deutsche Volk ist wieder ruhig an seine Arbeit gegangen. Gott wolle geben, daß dies eine recht gesegnete und ihm wohlgefällige Arbeit sei, die da nicht lediglich trachte nach äußern Glücksgütern, nach Macht und Wohlstand, sondern vor Allem nach den Geist und Herz veredelnden Gütern, nach der ernsten Wissenschaft, nach strenger Sittenreinheit, nach gläubiger Gottesfurcht! Möge aber auch mitten in dieser Arbeit unser Volk niemals vergessen, Gott zu danken von ganzer Seele für das Große, das er an unserm deutschen Vaterlande gethan hat. Und so

gewiß wir selbst uns immer und immer wieder mahnen müssen an diese uns obliegende heilige Pflicht, so gewiß wird und darf auch ein Anderes nicht aufhören, die Trauer um die im Kriege Gefallenen und die Heilighaltung ihres Andenkens! Ach, es waren der Opfer viele, gar viele, mit denen wir die gewaltigen Erfolge unserer Waffen erkaufen mußten. Wie gar mancher Eltern Herz zuckt krampfhaft zusammen bei jeder Erwähnung unserer Siege; sie beweinen ja einen geliebten Sohn, der diese Siege hat mit seinem Leben zahlen müssen, in dessen frühem Grabe sie viele schöne Hoffnungen haben untergehen sehen! Wie manche deutsche Frau schaut hinüber nach den Orten, deren Namen uns so ruhmvoll klingen, nach den Hügeln in dem fernen, fremden Lande, wo bestattet liegt, der ihr der Theuerste war auf dieser Erde; wie gar manche ruft wehmuthsvoll aus: todt, todt ist nun für mich die Erde mit all' ihrer Freude und Ehre! Ach! und wie mancher ist noch Schwereres beschieden, ohne den Vater zu sorgen für ihre unmündigen Kinder; wie oft, wenn sie bangt vor der ihr auferlegten verantwortungsreichen Aufgabe, sehnt sie wieder herbei den treuen Begleiter und Beschützer, der ihr nun für immer entrissen ist; sie kann Trost für ihr armes Herz nur finden in dem Aufblick zu dem, der sie nimmer verläßt und allein der rechte Vater ist der Wittwen und Waisen! — Wird so die Trauer nicht erlöschen derjenigen, welche theure Angehörige und Verwandte zu beweinen haben, so soll auch in uns Allen, die wir leben und die Früchte der von Jenen mit ihrem Blute erkauften Siege genießen, für alle Zeit das Andenken an sie heilig und unvergeßlich sein; — und keine Gemeinschaft, sie sei groß oder klein, soll uneingedenk sein derer, die aus ihr hervorgegangen und den ehrenvollen Tod für's Vaterland gestorben sind. Auch unser Ilfelder Pädagogium soll nicht zu den Undankbaren, zu den rasch Lebenden und rasch Vergessenden gezählt werden; auch unser Ilfelder Pädagogium soll für immer in Ehren halten das Andenken an die,

welche einst ihm angehörten und in den Tod gegangen sind für des deutschen Vaterlandes Ehre und Größe. — Dazu soll die Feier dienen, die wir eben zum zweiten Male begangen haben, aber damit des auch ein äußeres Zeichen sei, so übergebe ich hiermit feierlich unserer altehrwürdigen Anstalt zum Gedächtniß auch für kommende Geschlechter eine Gedenktafel, geschmückt mit dem Bilde und dem Namen der Ilfelder, die den Heldentod gestorben sind für König und Vaterland, — auf daß dereinst auch von uns gesagt werde: sie haben ihre treuen Todten nicht vergessen!

V.

Am 22. März 1872.

Der Tag, den wir heute festlich begehen, ist Preußens Ehrentag, ist ein Ehrentag des ganzen deutschen Volkes; und wenn in früheren Zeiten lange, lange Jahre hindurch unser Volk mit Scham sich wegwandte von der Gegenwart, — Ehre nur finden konnte in der Betrachtung längst verschwundener Größe, so feiern wir heute zum zweiten Male mit um so gerechterem Stolze des deutschen Kaisers Geburtstag. Wir feiern den Geburtstag des Königs von Preußen, den die göttliche Vorsehung dazu bestimmt hatte, daß er die lange gehegten Wünsche des deutschen Volkes weit über Hoffen und Erwarten zur Erfüllung bringen sollte; wir feiern den Geburtstag Wilhelms I., des siegreichen, ruhmgekrönten Herrschers, unseres gnädigsten, heißgeliebten Landesherrn. Mit einer Einmüthigkeit, wie sie Deutschland nie gekannt hat, erheben sich heute wieder im ganzen weiten Reiche Hände und Herzen empor zu unserm himmlischen Vater und erflehen Gnade und Segen von ihm für den Kaiser und König. Wohl kein Ort ist so klein von der Memel bis zur Mosel, von den Alpen bis zum Meer, in dem heute nicht laut würde das herzliche Gebet: Gott segne den Kaiser! O, es ist ein köstlicher, ein erhebender, ein in seiner ganzen Fülle noch kaum zu fassender Gedanke, der sich ausspricht in den Worten: das deutsche Volk feiert heute seinen höchsten Ehrentag, den Geburtstag des Wiederherstellers deutscher Macht, Größe und Einheit!

Daneben feiert zugleich unsere Schule einen Ehrentag, ihren höchsten Ehrentag. Es gibt ja für eine Schule in all dem Wechsel der Dinge, dem auch sie unterworfen ist, keine größere Freude, als wenn eine Anzahl derjenigen, die lange ihrer Obhut anvertraut waren, nach ehrenvoll bestandener Prüfung mit dem Zeugniß der Reife entlassen und somit würdig befunden wird zu den höheren wissenschaftlichen Studien heranzutreten. Es ist eine lange, mühen- und sorgenvolle Arbeit, die damit ihren Abschluß für uns findet, und — Gott sei's gedankt, dem Geber alles Guten, wir dürfen mit fröhlichem Herzen hinschauen auf die Früchte, welche wir heute von dieser unserer Arbeit ernten sollen. Und wenn auch Ihr, liebe Schüler, bald wieder an neue Arbeit gehen und weiter streben müßt, und wenn auch wir Lehrer wieder andere zu demselben Ziele zu führen haben, — heute wollen wir uns freuen des Ehrentages unserer Schule!

Um aber den Gefühlen gerecht zu werden, die heute in uns wach werden durch die Feier dieses Ehrentages der Schule, dieses Ehrentages des ganzen deutschen Volkes, möchte ich versuchen die Frage zu beantworten: welche Forderungen müssen an die Jugend und insbesondere die wissenschaftlich gebildete Jugend des deutschen Volkes gestellt werden, wenn die von unserm Kaiser und König herbeigeführte Macht und Einheit des Vaterlandes befestigt werden und erstarken soll?

Dabei wollen wir uns anlehnen an die von uns in diesem Winter gelesenen Worte des venusinischen Dichters, mit denen er in seiner Epistel an die Pisonen die Jugend also schildert:

Imberbus iuvenis, tandem custode remoto,
gaudet equis canibusque et aprici gramine campi,
cereus in vitium flecti, monitoribus asper,
utilium tardus provisor, prodigus aeris,
sublimis cupidusque et amata relinquere pernix;

oder in deutscher Uebertragung etwa:

Ist von der Schulzucht endlich befreit der bartlose Jüngling,
Reiten und Jagen erfreut ihn und Spiel auf dem sonnigen Felde;
Weich wie Wachs zur Verführung, doch kalt gegen freundliche Warner,
Ist auf den Nutzen nur träge bedacht und verschwendet die Habe,
Trachtet nach hohem Ziel, bald verläßt er das eben erstrebte.

Es ist gerade nicht viel Gutes, was Horaz der Jugend nachrühmt, und seine Worte klingen fast wie ein bekanntes deutsches Sprüchwort; — ein Wort jedoch ist in dieser seiner Schilderung, welches, richtig verstanden, in sich alles das enthält, was ich als wesentlichen Charakterzug der Jugend verlange, ein Wort, welches ich deshalb Euch, die Ihr heute von uns scheidet, als unser letztes zurufen möchte, auf daß Ihr es auf Eure Fahne schreibt, es zum Wahlspruch erwählt für die kommenden Jahre.

Endlich ist der lange herbeigesehnte Zeitpunkt da, daß der Wächter, der Euch begleitete auf Schritt und Tritt, der Rechenschaft verlangte für all Euer Thun, der strafte, wenn es mit Zucht und Ordnung sich nicht vertrug, — daß dieser Wächter für Euch beseitigt wird, daß Ihr der strengen Aufsicht der Schule entwachsen eintreten sollt in die Freiheit des akademischen Lebens! Wer wollte es Euch verargen, daß Ihr Euch dessen freut, daß der zauberische Klang des Wortes „Freiheit" auch Eure Herzen erbeben läßt in Jubel und Wonne. Und mischt sich auch mit diesem Gefühle das der Wehmuth, scheiden zu müssen von liebgewordener Stätte, von treuen Freunden und Genossen, — vorherrschend und überwiegend ist doch der Gedanke, daß Ihr nun frei seid von mancher drückenden Beschränkung, daß Ihr nach Lust und Gefallen Euch vergnügen könnt an „Reiten und Jagen, am Spiel auf sonnigem Felde". Und das sollt Ihr auch, Ihr sollt Euern Körper üben und stählen, wenn nicht durch diese Künste, die Euch vielleicht ferner liegen, so durch andere verwandte, die ebenso geeignet sind zur Stärkung jugendlicher Kraft, vor allem durch fröhliches Wandern in Nah und Fern

durch die Wälder und Thäler der schönen deutschen Gauen. — Darin sucht Eure Freude, Eure Erholung; aber hütet Euch um so mehr vor der zweiten Eigenschaft, die Horaz der Jugend zuschreibt, daß sie leicht verführbar sei zum Bösen, nicht höre auf freundliche Warnung. — Es ist ja eine neue Welt, in die Ihr tretet, und die Versuchung naht sich Euch in mancherlei Gestalt, auch in der lockendsten, daß sie der Sünde den Schein des Erlaubten zu geben versteht. Schwer ist es da die rechte Entscheidung zu treffen, schwer, zu kämpfen gegen fremde Verstrickung und eigene Lust. Naht dann ein Warner, so meint nicht, daß Ihr nun selbstständig geworden, daß Ihr ja eben den lästigen Wärter erst losgeworden wäret und auf eigenen Füßen stehen könntet. Wer da glaubt, daß er allein das Richtige schon finden könne, der gerade schwebt in der größten Gefahr zu straucheln und zu fallen.*) Und habt Ihr nicht das Glück, einen freundlichen Rathgeber draußen zu finden, o so bewahrt Euch die beiden sichersten Warner in Eurem eignen Herzen: den Gedanken an Eure Mutter, den Gedanken an Gottes heilige Gebote! So höret noch einmal auf meinen Rath; Ihr seid mir ja sonst gern gefolgt, warum nicht jetzt auch diesem Rathe, der untrüglich ist: habt Gott vor Augen und im Herzen, vergeßt nicht das Gebet: „Führe uns nicht in Versuchung!" — Und wenn Ihr schwankt, nicht zu scheiden wisset, was erlaubt ist, was nicht: so laßt das Bild Eurer Mutter Euch vor die Seele treten und fragt Euch, was würde *sie* Dir rathen, was würde *sie* wünschen, daß Du thun, daß Du unterlassen solltest? Gegen diese Warner in Eurem Innern seid nachgiebig; sie werden der beste und sicherste Schirm sein gegen alles Unedle und Böse, das Euch verführen könnte, der beste Schutz dagegen, daß der der Jugend zur Zierde gereichende leichte Sinn nicht ausartet in Leichtsinn, welcher, wie Horaz sagt, nicht sorgt für die Zukunft, die

---

*) Soph. Antig. 705—709.

Gegenwart aber vergeudet. — Ihr sollt nicht die Frage nach dem Nutzen zum Ausgangspunkte in Eurem Handeln nehmen und nur das thun, wovon Ihr glaubt, dereinst einmal Vortheil haben zu können. Darauf sollt Ihr nicht immer bedacht sein, das sind Sorgen, die dem späteren Alter wohl anstehen; die Jugend soll vielmehr fragen: was gut, was edel, was schön ist; davon soll sie sich nichts entgehen lassen, das Gegentheil aber meiden! Deshalb braucht Ihr doch noch keine Verschwender zu werden weder Eurer Zeit noch Eurer Habe; denn freilich mit beiden müßt Ihr haushalten, sorgsam und vorsichtig Euch richten nach den Verhältnissen, in die Ihr gestellt seid. Aber auch die allereinfachsten Verhältnisse gestatten einem heitern jugendlichen Gemüthe der Freuden gar manche, ja diese einfachen und leicht zu erringenden Freuden sind in der Regel reiner und erquicken das Herz mehr, als die kostspieligen und nur von der thörichten Menge beneideten Vergnügungen. Das habt Ihr aus gar manchem Gedichte unseres römischen Sängers lernen können, das hat Euch wohl auch eigene Erfahrung schon gezeigt.

Ein anderer Vorwurf, welchen Horaz der Jugend macht, ist der des Wankelmuths. Begreiflich ist es, daß Jünglinge, weil ihnen nicht die Lebensklugheit des Alters zur Seite steht, in ihren Entschlüssen oft wanken, mit ihren Neigungen oft wechseln, bald des überdrüssig werden, was ihnen eben noch sehr begehrenswerth schien, bald das zu erreichen suchen, was sie eben noch unbeachtet bei Seite liegen ließen. Aber bedachtsame Prüfung vor dem zu fassenden Entschlusse wird Euch auch vor diesem Fehler bewahren können; und namentlich in *einer* Beziehung möchte ich Euch dringend rathen, diese Prüfung, diese Ueberlegung *vor* der That nicht leicht zu nehmen, ich meine in der Wahl Eurer Freunde, denn nicht am wenigsten ist gerade hierbei der Wankelmuth zu tadeln. Darum verfahret nicht hastig in der Wahl Eures Umgangs, laßt Euch dabei nicht von vorgefaßten Meinungen beeinflussen, wählt nicht ohne

selbst geprüft, ohne selbst Euch ein Urtheil gebildet zu haben, das Ihr mit guten Gründen glaubt vertreten zu können. Habt Ihr aber einmal gewählt, dann gebt nicht um geringfügiger Ursache willen die Freunde wieder auf, laßt nicht ein unbesonnenes Wort, eine unbedeutende Kränkung das eben geknüpfte Band wieder zerreißen, am wenigsten aber dann, wenn der Freund sich als wahrer und edler Freund erweist, wenn er vielleicht zum Mahner und Warner wird, ernst, offen und ehrlich seine Mißbilligung ausspricht, unedle Bestrebungen verdammt und hinzeigt auf den verlassenen allein wahren Weg. Hat Euch das Glück einen solchen Freund bescheert, o so haltet fest an ihm, haltet ihn höher als alle oberflächlichen und seichten Gesellen, die nur loben und schmeicheln können, keinen Widerspruch zu erheben wagen.

Ich komme nun zu dem einen Worte, das ich am heutigen Tage ganz besonders betonen möchte, ich meine das Wort: sublimis. Es ist wohl richtig, Horaz hat dasselbe an unserer Stelle mehr im tadelnden Sinne gebraucht als „großsprecherisch, eitel, dünkelhaft, sich überhebend", und in diesem Sinne bezeichnet es vielleicht die unangenehmste und häßlichste Eigenschaft, die nur ein Jüngling haben kann. Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, und darin stimmen die Urtheile der Gegenwart mit den Schriften der Alten völlig überein, daß es nichts gibt, wodurch die Jugend sich besser empfehlen, wodurch sie mehr Liebe und Achtung sich erwerben kann, als ein freundliches und bescheidenes Wesen, als Ehrerbietung gegen das Alter. Das lasset also auch Euch angelegen sein, und von jenem sublimis haltet Euch so fern als nur möglich! Aber ich fasse jetzt das Wort in seiner allgemeineren Bedeutung als Gegensatz zu humilis „niedrig, gemein"*), als „strebend nach dem Hohen, dem Idealen." — Ist es denn aber

*) Hor. epp. I. 12. 15. — μέγα καὶ νεανικὸν φρόνημα bei Dem. III. Ol. § 32.

nöthig, das Wort in diesem Sinne so zu betonen, darauf so ganz besonders unsere Jugend hinzuweisen? Es ist vielmehr wohl heilige Pflicht, dies immer und immer wieder zu thun, wenn wir im deutschen Reichstage einen Universitätsprofessor*) in folgende Klage ausbrechen hören: „Glauben Sie einem Lehrer der Jugend, der mit schmerzlicher Bewegung das heranwachsende Geschlecht sich immer mehr abwenden sieht von den idealen Gütern des Lebens, um sich der Genußsucht und dem Materialismus in die Arme zu werfen! Auch einen starken Mann kann es erschüttern zu sehen, wie die edle classische Bildung verdrängt wird von der Zeitungsphrase, und der lebendige kirchliche Glaube durch das Einmaleins!" Werden solche Klagen an solchem Orte laut, muß jeder, der ein Herz hat für unser deutsches Vaterland, bangen für dessen Zukunft, die ja doch auf unserer Jugend beruht, muß jeder, soviel an ihm liegt, alles aufbieten, um solchem Uebel zu steuern und zu wehren! — Deshalb, liebe Schüler, rufe ich Euch heute zu: Ihr sollt nicht humiles werden, nicht kleinlich sein und Euch erniedrigen, Ihr sollt sublimes sein, nur nach dem Hohen und Edlen trachten. Laßt mich Euch noch in kurzen Worten erklären, wie ich das verstehe.

Ich habe einmal irgendwo gelesen: man sollte nie einen Tag vorübergehen lassen, ohne einen Berg zu ersteigen. Nicht jedem freilich wird das so leicht gemacht, wie uns hier in Ilfeld durch unsere nahen Harzberge. Deshalb wissen wir aber auch, wie es lohnt sie zu erklimmen und von der gewonnenen Höhe hinabzuschauen auf Wälder und Felder; wir wissen, wie erfrischt und erquickt wir wieder zurückkehren in unser enges Thal, wenn wir auf sonniger Höhe in heller reiner Luft uns erhoben hatten über die in dumpfen Nebel gehüllten Schluchten und Gründe. Wie froh schweift unser Auge, welches hier unten auf gar enge Grenzen angewiesen

*) von Treitschke in der Sitzung vom 23. November 1871.

ist, dort oben hin über das Gebirge und nach der Ebene hin mit den sie umschließenden Höhen! Entrückt fühlen wir uns dem kleinen Treiben da unten, dem Himmel sind wir näher! Wohl darum lieben alle Söhne der Berge ihre Heimath so innig, wohl darum ergreift sie in der Fremde ein unüberwindliches Heimweh, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach den Gipfeln ihrer Höhen, die emporragen über die stets gleiche, einförmige Ebene.

Hört, liebe Schüler, eine zweite Vorschrift: man sollte nie einen Tag vorübergehen lassen, ohne ein gutes Gedicht zu lesen. Es ist dieselbe wie die erste, nur übertragen auf das Gebiet des Geistes. In der regelmäßigen, ununterbrochenen, prosaischen Beschäftigung der Alltagswelt ermüdet und erschlafft der menschliche Geist so leicht, wenn ihm nicht auch einmal bessere und höhere Nahrung geboten wird. Das habt Ihr wohl auch schon erlebt, wie uns ein schöner poetischer Gedanke, eine tief empfundene dichterische Gestaltung ergreift und erhebt über Verstimmung und Sorgen hinweg. Die Schule hat ja zum Theil wenigstens Euch vorgeführt die hervorragendsten Dichter aller Zeiten und Völker, und wir hoffen, daß Ihr einen Homer, einen Sophokles, einen Shakspeare, unsern Schiller und Goethe nur kennen und lieben gelernt habt, um Euch von ihnen nicht wieder zu trennen, um sie als Begleiter anzunehmen auf Eurem Wege durchs Leben. Dann werdet Ihr verstehen, was Schiller selbst so schön von der Macht der Dichtkunst sagt:

„So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt; —
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.“

Dann werdet Ihr erkennen die Größe des Lobes, welches Goethe ausspricht über den Dichter der Ideale:

„Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Und so merkt auch das Dritte, liebe Schüler: Laßt keinen Tag vorübergehen, an dem Ihr Euch nicht einmal erhebt über alles Irdische, Euch nahet im Gebet Eurem himmlischem Vater, vor ihm Euch beugt in kindlich frommer Demuth, ihm dankt für all das Gute, das er Euch verliehen, ihn bittet Euch auszurüsten mit seiner göttlichen Kraft zu dem Euch beschiedenen Berufe, zu dem Kampfe gegen alles Niedrige und Gemeine, zu trachten nach dem, was oben ist, und so dereinst einzugehen in sein ewiges himmlisches Reich.

Seht, liebe Schüler, in diesem Sinne verstehe ich das sublimis unseres Dichters, daß darin enthalten ist die Mahnung: haltet fest die Freude an der schönen Natur, haltet fest die Freude an classischer Literatur, haltet fest unsern christlichen Glauben und gottesfürchtigen Sinn! Und so fasse ich heute in der Abschiedsstunde den letzten Rath, den Euch die Schule, Eure bisherige treue Wächterin, mitgibt auf den Lebensweg, zusammen in das Wort sublimis! Das sei Euer Wahlspruch, das schütze in dieser erwerb- und genußsüchtigen Zeit Euch Leib, Geist und Seele, das mache Euch zu tüchtigen, begeisterten Jüngern der Wissenschaft, das lasse Euch werden treue Diener unseres Königs und patriotische Bürger unseres Vaterlandes, das helfe Euch endlich zum höchsten Ziele der Menschheit, zur ewigen Glückseligkeit!

Ihr könnt heute an dem Tage, der Euch von der Schulzucht befreit, an dem Ehrentage des deutschen Volkes, am Geburtstage unseres Königs und Herrn, keinen bessern Entschluß fassen als den: Euch fern zu halten von allem Niedrigen und Kleinlichen, hoch zu halten die idealen Güter der Menschheit, fest und treu vorwärts zu streben mit Gott für König und Vaterland!

Und wir Alten, die wir in unserer Jugend für Kaiser und Reich geschwärmt haben, die wir nicht selten ob dieser unerfüllbar scheinenden Ziele und Wünsche verlacht worden sind, wir können, nachdem unser Hoffen über Erwarten herrlich sich verwirklicht hat, heute am Geburtstage unseres Kaisers keinen besseren und frommeren Wunsch äußern als den: Gott wolle unserem schönen Vaterlande eine muthige und hochstrebende Jugend erwecken, die da gewachsen ist der großen Aufgabe, welche ihrer harrt: das Erworbene treu zu bewahren und immer schöner hinauszuführen! Gott wolle unserem vielgeliebten Kaiser ein langes Leben in rüstiger Geistesfrische verleihen, auf daß auch er noch reifen sieht die Früchte des von ihm für uns erkämpften hohen Gutes der Einheit und Größe Deutschlands! Gott lasse seine Gnade groß werden über unsern König und Herrn! Gott segne den König!!

VI.

Am 11. September 1872.

Ihr nehmt Abschied, liebe Schüler, von der Schule, der Ihr bisher angehört habt, Ihr rüstet Euch zu einer neuen Laufbahn in größere und freiere Gebiete des geistigen Lebens. Es ist das ein Augenblick in Euerm Leben voll hoher Wichtigkeit, ein Augenblick, in dem Ihr ergriffen seid von dem Ernst und der Bedeutung des Lebens, in dem verschiedene Gefühle in Eurem Innern mit einander streiten, in dem Ihr auch wohl besonders empfänglich seid für eine treu gemeinte Mahnung und Warnung. Deshalb hat die Schule, die Euch bisher geleitet hat, gleichsam die Pflicht, auch diesen letzten Augenblick noch zu nutzen, auch jetzt noch ein Saatkorn in Euer Herz zu legen, das vielleicht später noch schöne Frucht tragen kann. Die Entlassung aus der Schule hat in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit der Confirmation. Wie dort nach dem vorausgegangenen Unterricht in den Lehren unseres christlichen Glaubens Ihr für reif seid erklärt worden, selbständige Mitglieder der evangelischen Gemeinde zu werden, wie Ihr dort seid zugelassen worden zum Genuß des heiligen Abendmahls, so sollt Ihr heute nach ehrenvoll bestandenem Maturitätsexamen für reif erklärt werden, einzutreten in die politische Gemeinde unseres Volkes, Ihr sollt zugelassen werden zu den höheren akademischen Studien. Eine in gar vielen evangelischen Gemeinden bestehende schöne Sitte möchte ich deshalb gern von der Confirmation auf die Entlassung der Abiturienten über=

tragen. Bei der Einsegnung ertheilt der Geistliche jedem Confirmanden den Segen unter Hinweisung auf einen für seine Individualität gewählten Bibelspruch, und fester als jeder andre Spruch der heiligen Schrift bleibt grade dieser in seinem Herzen haften, und gar oft im späteren Leben bewährt derselbe seine schützende und heiligende Kraft. Ihr habt nun bisher den classischen Studien obgelegen, um jetzt von diesen abzugehen und Euch zu einem bestimmten Lebensberufe vorzubereiten. Und wenn Ihr auch, wie ich wünsche und hoffe, die alten Classiker lieb gewonnen habt, sie jetzt nicht ganz und für immer bei Seite legt, sondern auch im späteren Leben noch Euch zuweilen an ihnen erfrischt und erquickt: so wie sie hier unter Leitung Eurer Lehrer von Euch betrieben worden sind, werdet Ihr in der nächsten Zeit Euch wohl nicht wieder mit ihnen befassen, und deshalb lege ich Euch gern in der Stunde des Scheidens noch einen classischen Ausspruch an's Herz, bespreche ihn kurz mit Euch nach der Bedeutung, die er grade für Euch haben kann und hoffe, daß er als das letzte Wort aus dem Munde Eures Lehrers sich fester setze in Eurem Herzen und forttönend in demselben eine bleibende Erinnerung und Mahnung werden möge.

Ich wähle für Euch heute den von uns vor Kurzem im Protagoras des Platon gelesenen Ausspruch des Pittakos: *χαλεπὸν ἐσθλὸν ἔμμεναι*, es ist schwer gut zu sein, und wir wollen diesen berühmten Satz eines der sieben Weisen in derselben Art überlegen, wie Sokrates das Gedicht des Simonides aufgefaßt hat: 1) daß es zwar schwer ist ein guter Mensch zu werden, aber doch möglich; 2) daß immerfort gut zu bleiben, menschliche Kraft übersteigt, nur göttlichem Wesen zukommt; 3) daß diejenigen aber am längsten die besten sind, welche die Götter lieben.

Zwar ein Schwieriges ist es, ein Wackrer zu werden in Wahrheit,
Ein gediegener Mann, so an Hand wie an Fuß und Gesinnung,
Jeglichen Tadels baar! —

Ja wohl schwierig, denn gar viel gehört dazu, gar viel wird dazu verlangt, tüchtig zu werden als Mensch, seinen Körper so auszubilden, daß er der Seele willig dient, den Geist so herrschen zu lassen, daß seine Pflichten immer oben an stehen, daß Treue und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung des Berufs immer hoch gehalten wird, tüchtig zu werden als Bürger und Beamter im Staate, tüchtig zu werden vor unsern Mitmenschen und vor Gott, der allein in unser Herz zu schauen, unser Innerstes zu prüfen vermag. Wer das nicht einsieht, wie schwierig das ist, wer da glaubt, es sei nur ein Leichtes und komme allmählich von selbst, ach der ist bald verloren und wird es nimmer erreichen. Denn abgesehen von der Schwierigkeit, die in der Aufgabe selbst liegt, sie wird dadurch nur um so schwieriger zu erfüllen, weil Hindernisse mancherlei Art ihr von außen und innen entgegentreten. Da kommt die *Κακία*, wie in der Fabel des Prodikos von Herakles am Scheidewege, in lockendem und verführendem Gewande und sagt: was willst du jenen rauhen und mühevollen Weg wandeln, folge du mir, ich führe dich auf glatter und ebener Bahn, und ohne Schweiß erreichen wir das Ziel! Da naht die Weichlichkeit und Schlaffheit der eignen Natur, die zurückschreckt vor Allem, was unbequem ist und Aufbietung unsrer Kräfte verlangt, da erscheint Unlust und Verstimmung, daß nicht Alles sich grade so gestaltet, wie der eigne eigensinnige Kopf es sich ausgedacht hat, da werden laut die Stimmen des Zeitgeistes und rufen: rem facias, rem! erwirb und genieße! Wehe dem, der ihnen folgt, der vergißt, daß den sterblichen Menschen nichts Hohes und Schönes zu Theil wird ohne Anstrengung, daß es schwer ist gut zu werden. — Denn nur für den, welcher erkennt, daß die Höhe nicht leicht zu erklimmen ist, welcher nicht sich scheut unablässig zu kämpfen gegen eignen Wankelmuth, gegen fremde Verlockung, ja Verhöhnung: nur für den wird es möglich sein tüchtig zu werden in dem, wofür er bestimmt ist im Leben.

Aber was hilft uns denn alle unsre Anstrengung, wenn es uns unmöglich ist die erstiegene Höhe zu bewahren, wenn wir doch wieder heruntersinken werden, wenn es, wie Sokrates sagt, menschliches Wesen übersteigt immerfort gut zu sein? Wozu diese Aufbietung aller Kraft, wozu Entbehrung und Entsagung, wenn wir das gewonnene Ziel festzuhalten nicht vermögen, wenn wir zwar gut werden, aber nicht gut bleiben können? Es ist wahr, es ist ein erschütternder Gedanke, daß dem Menschen solche Schranken gesetzt sind, daß er Vollkommenheit nicht erreichen kann; und wahrlich nicht unedel waren Naturen, die durch solche Vorstellung erschreckt und verwirrt wurden. Aber es ist so, wie Simonides sagt: „ein wackrer Mann zu sein ist unmöglich, nur dem Gotte gebührt dies Lob, Doch der Mann, er entgeht der Entmuthigung nicht, wenn darnieder ihn warf rathloses Geschick." Und wie trostlos singt der Dichter weiter: „Drum mag ich mich das, was unmöglich erscheint, nicht zu suchen bemühen, An ein Hoffen, das mir als eitel sich zeigt, nicht vergeuden die flüchtigen Jahre, Zu erspähen den ganz untadligen Mann, vor uns Allen, die nähret das Erdrund. Doch begegnet er mir, dann künd' ich ihn Euch!" — Wie schwach klingt dieser humoristische Trost, nachdem eben die völlige Unmöglichkeit so scharf hervorgehoben war. Und doch wie wunderbar! Der Heide spricht nur scherzhaft spottend von dem Troste, der uns in seiner ganzen unendlichen Fülle aufgegangen ist. Wir sagen ja ganz ebenso mit dem Apostel Paulus: „Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht Einer; sie sind Alle abgewichen und allesammt untüchtig geworden; da ist nicht, der Gutes thue, auch nicht Einer; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten." Aber der Apostel Paulus hat einen besseren Trost als Simonides, er kennt den ganz untadligen Mann, er kennt den eingebornen Sohn Gottes, an dem kein Fehl und keine Sünde ist erfunden worden, er kündet ihn uns und nicht blos das, sondern auch, daß er, der Reine,

hat auf sich genommen unsre Sünde: „und sie werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist.“ O welch eine Fülle der Gnade und des Trostes, daß Christus ist der Mittler worden zwischen der sündigen Menschheit und dem ewig reinen Gotte; daß er allein gerecht ist und gerecht macht den, der da ist des Glaubens an Jesu.

Und doch ist auch ein Strahl hellen Lichtes in die Seele der Heiden gefallen. Es ist erhebend für uns gewesen von den wahrhaft weisen und edlen Anschauungen des alten Sokrates zu lesen, von seinem unerschütterlichen Glauben an eine Fortdauer der Seele, oder wie er das eine Mal seinen Tod betrachtet als Genesung von langjährigen Leiden, das andre Mal das Leben ein Wandern in der Fremde nennt, das Sterben eine Heimkehr in's Vaterhaus. Wir sind oft erstaunt, wie tief durchdacht und wie nahe der christlichen Lehre seine Ausführungen und Bestimmungen sind, und doch fehlte ja noch gar viel. So auch hier in der Erklärung des Simonideischen Gedichtes, wenn er kommt zu den Worten: „Am Beharrlichsten wird als den Besten sich Der, dem geneigt sind die Himmlischen, zeigen.“ Wir brauchen nur eine kleine Aenderung vorzunehmen und statt *οὓς ἂν οἱ θεοὶ φιλῶσιν* zu schreiben: *οἳ ἂν τὸν θεὸν φιλῶσιν*, welche Gott lieben, dann haben wir den den Heiden so fremden, uns aber geoffenbarten Gott der Liebe, dann haben wir das oberste Gebot christlicher Lehre: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe.“ Ist es uns Menschen versagt Vollkommenheit zu erlangen, wir können ihr doch nahe kommen, wenn wir dies Gebot erfüllen, wenn wir dies Gebot als die Richtschnur unsres Denkens und Handelns immer fest halten.

Und so entnehme ich aus unserer Betrachtung der schönen platonischen Stelle, für Euch, liebe Schüler, meine letzte, meine dringendste Mahnung jetzt in der Scheidestunde: Vergeßt nicht,

daß es schwer ist gut zu werden, aber möglich für den, dem es rechter und heiliger Ernst ist; vergeßt nicht, daß wir zwar unterthan sind der Sünde, aber Gnade erhalten sollen und Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum; vergeßt nicht, daß auf die Frage, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben erwerbe, Christus selbst geantwortet hat: Liebe Gott, deinen Herrn! — Bleibt Ihr treu dieser Mahnung, haltet Ihr fest, unverbrüchlich fest die Liebe zu Gott und seinen heiligen Geboten, dann werdet Ihr Ehre machen dem Kloster Ilfeld, aus dem Ihr heute hinaustretet in's Leben, dann werdet Ihr Ehre finden für Euch in Eurem Stande und Berufe, dann wird Gott mit Euch sein und Euch dereinst einführen in sein ewiges himmlisches Reich! Amen.

VII.

Am 22. März 1873.

„Gott war mit uns, ihm sei die Ehre!" Diese Inschrift hat unser König und Herr auf die zur Erinnerung an die gewaltigen Krieges- und Siegesjahre 1870 und 1871 gestifteten Denkmünzen setzen lassen, und wie kaum irgend etwas Anderes, sind diese Worte charakteristisch für die Gesinnung unseres erhabenen Monarchen. Denn wenn heute, am Geburtstage des Königs, im ganzen großen Vaterlande wieder der Dank zum Himmel emporsteigt, daß ein solcher König, ein solcher Kaiser für Preußen, für Deutschland geboren wurde, wenn sich damit das Gebet verbindet, daß Gott ihm noch recht langes Leben schenken möge, so tritt ja lebhafter als je das Bild des geliebten Landesvaters vor unsere Seele, wir gedenken wieder an all das Große und Herrliche, was er gethan und vollbracht hat, — und dann klingt doch durch alle die jubelnden Siegesfanfaren mit mächtigeren Tönen hervor das: Herr Gott, Dich loben wir! Ja wir wollen es rühmend und preisend anerkennen: hat die Geschichte kaum jemals größere Thaten, gewaltigere Erfolge zu verzeichnen gehabt, als die König Wilhelms, so hat sie sicher auch noch nie melden können von so selbstloser und jeder Ueberhebung durchaus ferner Anerkennung, daß Gott es ist, der da schafft das Wollen und das Vollbringen. Immer hat es unser König abgewiesen, daß seine Verdienste hervorgehoben würden, immer ist er nur darauf bedacht gewesen, seine Berather und Generale mit Dank

und Ehren zu belohnen, immer hat er durch Wort und That bewährt, daß sein Herz sich in Demuth beugt unter Gottes heiligen Willen und Gott allein die Ehre gibt. Wahrlich, liebe Schüler, ich weiß Euch kein glänzenderes Beispiel vorzuführen als das unseres Kaisers für diese schwerste und schönste aller Tugenden, für diese selbstvergessene Bescheidenheit, die da auch nach den ruhmvollsten Thaten, auch auf dem Gipfel des Glücks immer nur sagt: nicht ich mit meiner schwachen Menschenkraft, sondern durch mich der allmächtige Gott hat dies bewirkt; nicht mir, gebt unserm Gott die Ehre! So sei uns auch in dieser Beziehung König Wilhelm ein ergreifendes Vorbild! Denn wie ein jedes Verdienst, selbst das größte, seinen Werth verliert durch Hochmuth und Ueberhebung, so gewinnen auch kleine Verdienste nur dann eine Bedeutung, wenn sie nach richtiger Erkenntniß der Wahrheit nicht als die eignen, sondern als die durch Gott in den Menschen geschafften bezeichnet werden. Aber nur zu sehr ist der Mensch geneigt diese Wahrheit zu vergessen, und so möge der Geburtstag unseres königlichen Herrn, des leuchtenden Musters von Demuth und Bescheidenheit, uns immer wieder stärken in der Ausübung dieser ächt menschlichen Tugend!

Das ist es auch, was ich insbesondre für Euch wünsche, meine lieben Schüler, die Ihr heute, an Königs Geburtstage, sollt entlassen werden aus unserer Gemeinschaft, für die dieser festliche Tag dadurch eine doppelte Bedeutung gewinnt, daß er der letzte Eurer Schulzeit ist. Auch Ihr habt eine Zeit der Arbeit und Anstrengung hinter Euch und mit Ehren das Euch vorgesteckte Ziel erreicht. Ja mit Ehren habt Ihr die vorgeschriebene Prüfung bestanden, und die Zeugnisse, welche ich Euch heute einhändige, sprechen dafür, daß Ihr mit treuem Fleiß und Eifer stets Eure Pflicht bei uns gethan habt. Aber wenn es Euch gelungen ist, den an Euch gestellten Forderungen zu entsprechen, wenn Ihr heute von uns scheidet nach gut bestandenem Examen, — gebt die Ehre dem,

welchem sie gebührt, nicht Euch selbst, auch nicht uns, Euern Lehrern, gebt sie vor Allem unserem himmlischen Vater, dem gnadenreichen Gott, welcher Euch durch seinen starken Schutz bis hieher geleitet hat; ihm vor Allem bringt den Dank Eures freudig bewegten Herzens dar, mit der Bitte, daß er Euch auch ferner segnen, auch ferner mit Euch sein möge. Und so sprechet nach dem Apostel: „nicht daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber, sondern unsre Tüchtigkeit ist von Gott!“ Das soll die letzte Mahnung sein, mit der Euch die Schule von sich läßt, das letzte Wort der Lehrer, die Euch bisher gehütet und bewacht haben, aber ich will es einkleiden in einen allgemeineren, in einen grade in unsern Zeiten viel gehörten und viel mißbrauchten Satz, der darum nicht minder wahr ist, der nur recht verstanden werden muß, in den Satz: Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Wir wissen Alle, daß in unserer Zeit, in welcher der Kampf zwischen Staat und Kirche so heftig entbrannt ist, grade dieses Wort von den Gegnern unseres Staatswesens mit besonderer Vorliebe als Schild emporgehalten wird; wir wissen aber auch, daß grade diese einen irrenden Menschen zum unfehlbaren Gott haben machen wollen, und daß sie mit dem wahren, alten Satze den Sinn verbinden: man soll dem Pabste mehr gehorchen als dem Kaiser. — Es ist aber jene Regel ein schweres Wort, und Niemand soll es leicht nehmen mit ihr; Jeder soll gar reiflich mit sich zu Rathe gehen, ob er in der Lage ist sie anwenden zu müssen, ebenso wie er fest und unerschütterlich bei ihr verharren soll, sobald er erkannt hat, daß er ihr folgen muß. Dann soll diese Regel ihm zur unbedingten Richtschnur dienen, dann darf er zwar trauern, daß er in einen so schweren Conflict gekommen ist, aber auch trauen, daß Gott ihn in demselben nicht verlassen wird.

Denn ein schwerer Conflict ist es immer, in den wir

gerathen, wenn Menschen, denen wir Gehorsam schuldig sind, uns etwas gebieten, was sich nicht vereinigen läßt mit Gottes heiligen Geboten, und je näher uns diese Menschen stehen, je größer ihre Rechte auf unsern willigen Gehorsam sind, um so tiefer geht der Widerstreit. Das Schwerste ist somit, wenn ein Kind von den Eltern sich lossagen muß, weil es anders Gott nicht gehorchen kann, wenn die heiligsten Bande, durch welche Menschen an Menschen gebunden sind, zerrissen werden müssen, weil es Gottes ewige Gesetze so verlangen. Nur selten wird dem Menschen so Schweres auferlegt, und noch seltener mag der Mensch aus so schlimmem Kampfe ohne eigne Verschuldung hervorgehen. Ihr kennt, liebe Schüler, aus den griechischen Tragikern die erschütternde Sage, die auf diesem Kampfe beruht; Ihr habt es in diesem Winter gelesen, daß dem Kinde von den Göttern, von der Religion die Pflicht auferlegt war, die Mutter zu tödten. Agamemnon, der Oberanführer der Griechen vor Troja, war von seinem Weibe und ihrem Buhlen Aigisthos meuchlings erschlagen worden. Nach dem Volksglauben der Griechen war es die heiligste Pflicht der Kinder und Erben des Königs von Mykenai, seinen Mord zu rächen durch blutige Wiedervergeltung — selbst an der Mutter. Bei Sophokles vollzieht Orestes diese That auf ausdrücklichen Befehl des delphischen Gottes, bei Aischylos wird der Muttermörder von den rächenden Furien verfolgt und durch alle Länder gehetzt, bis er erst spät durch den Richterspruch des athenischen Areopag's und das Dazwischentreten der Göttin Pallas Sühnung findet von seinem grausigen Verbrechen. — Wir sind durch das Christenthum befreit von solchem Glauben und solchen Pflichten; — das vierte Gebot lehrt uns Vater und Mutter ehren, auf daß es uns wohl gehe und wir lange leben auf Erden, und gleichwohl verlangt auch der Heiland, daß wir ihm folgen, nicht Weib und Kind, nicht Vater und Mutter höher achten sollen, als den Sohn Gottes. Kämen wir in solchen Streit um des Glaubens, um

des Gewissens willen: wir würden nicht schwanken dürfen, wem wir zu folgen hätten.

Viel häufiger als ein Widerstreit der Gebote Gottes mit den Pflichten gegen die Familie ist ein solcher mit den Gesetzen des Staates. Auch in Bezug hierauf nenne ich zunächst zwei Euch bekannte Beispiele aus dem Alterthum. Wie viel reiner und edler erscheint neben Elektra, der Königstochter von Mykenai, ihr thebanisches Gegenbild Antigone! — In der blutigen Schlacht, in welcher die zwei feindlichen Brüder um den Besitz des Thrones kämpften, hatten beide ihren Tod gefunden. Kreon, der Vertreter des Staates, glaubt im vollen Recht zu sein, daß er dem einen der Brüder, welcher den feindlichen Angriff gegen die Vaterstadt zu unternehmen sich nicht gescheut hatte, ein ehrliches Begräbniß versagt und seine Leiche den Hunden und Vögeln zum Raube geben will. Damit aber greift er ein in die heiligen Rechte der nächsten Angehörigen, denen ihre Pflicht gebeut zu sorgen für die Bestattung eines todten Familiengliedes, damit dasselbe in der Unterwelt die ersehnte Ruhe finden könne. Und wenn auch alle Anderen sich fügen dem Machtgebote des Herrschers, wenn auch die eigne Schwester Ismene in zarter Weiblichkeit zu einer kühnen That und zum Widerstand gegen die Obrigkeit sich nicht aufraffen kann: Antigone vergißt alles Andere; sie denkt nicht daran, daß sie ihr eignes Glück opfern muß; vor ihrer großen Seele steht nur das Eine Gefühl der Pflicht gegen den todten Bruder, gegen die göttlichen Gebote. An diese hält sie sich und begräbt den Bruder unbekümmert um die Folgen ihrer That. In dem ganzen großen Bereiche des classischen Alterthums gibt es kaum etwas Erhabeneres, als die Worte, mit denen Sophokles die Heldin ihre That vor dem Tyrannen Kreon vertheidigen läßt:

„Nicht Gott ja war es, welcher mir's verkünden ließ,
Noch hat das Recht, das bei den Todesgöttern wohnt,
Solch eine Satzung für die Menschen aufgestellt.

Auch nicht so mächtig achtet' ich, was du befahlst,
Daß dir der Götter ungeschrieb'nes ewiges
Gesetz sich beugen müßte, dir, dem Sterblichen.
Denn heute nicht und gestern erst, nein, alle Zeit
Lebt dies, und Niemand weiß, von wannen es erschien.
Und darum wollt' ich nicht dereinst, aus feiger Furcht
Vor Menschendünken, mir der Götter Strafgericht
Zuziehen."

Gebeugt von den Verkündigungen des greisen Sehers Teiresias, überzeugt sich Kreon, daß er im Unrecht ist, daß selbst der Mächtigste auf Erden sich unterwerfen muß den Gesetzen der ewigen Götter. Er will einlenken und seine Befehle zurücknehmen, da tönt ihm das furchtbare Wort entgegen: zu spät! Antigone hat das langsame Hinsiechen in ihrem Kerker nicht abwarten wollen und sich selbst das Leben genommen; sein Sohn zückt in blinder Wuth das Schwert nach dem Herzen des Vaters, um es sich dann selbst in die Brust zu stoßen; seine Gattin tödtet sich und stirbt mit einem Fluche auf den Lippen gegen den Urheber all dieses Unheils. Gebrochen und zermalmt steht der selbstbewußte Herrscher da, ein erschütterndes Bild von der Vergänglichkeit menschlicher Größe, von der Strafe, die treffen muß Alle, welche nicht Gott die Ehre geben, welche ihr menschliches Glück nicht aufbauen wollen auf den ewigen unwandelbaren göttlichen Ordnungen; wie die Schlußworte des Chors lauten:

„Am ersprießlichsten ist um glücklich zu sein,
Der besonnene Sinn: nie frevle darum
An der Götter Gesetz! Der Vermessene büßt
Das vermessene Wort mit schwerem Gericht!" —

Und Antigone? sie ist zwar erlegen in dem von ihr aufgenommenen Kampfe, aber hell strahlt ihr Ruhm durch alle Zeiten und Völker, denn sie hat Gott mehr gehorchen wollen als den Menschen.

Um eines solchen Bewußtseins, einer solchen Ueberzeugung willen sein Leben hingeben, kann das ein Verlust sein, ist das

nicht der schönste Gewinn? Was kann dem Sterblichen größere Ruhe und Heiterkeit im Tode verleihen als der Gedanke, daß er das Leben verliert, weil er seine als wahr erkannten Grundsätze nicht aufgeben, nicht gegen sein Gewissen hat handeln wollen. Ihr kennt, liebe Schüler, noch ehe ich den Namen nenne, den Mann, welchen ich Euch als Beweis hierfür vorführen will, Ihr wißt, daß unter den Heiden des Alterthums wohl nie ein Mann mit solcher Geistesfreiheit und Seelenheiterkeit den Tod erlitten hat, als Sokrates. Und so wunderbar es uns auch immer erscheinen wird, daß die Athener einen solchen Mann zum Tode verurtheilt haben, so können wir doch verstehen, daß sie nur mit mißtrauischen Blicken das Treiben eines Menschen betrachteten, dessen Anschauungen in so scharfem Gegensatze standen zu den von der großen Menge vertretenen; daß sie es für Pflicht hielten ihn unschädlich zu machen, ehe durch seine Lehren noch mehr an den Grundlagen der demokratischen Verfassung gerüttelt wurde. Sokrates selbst wußte recht gut, daß seine Mitbürger seine Lehre von einer höheren göttlichen Weisheit nicht begreifen konnten und ihn als einen unruhigen, neuerungssüchtigen Sophisten verdammen würden; er wußte aber auch, daß er das einzige Mittel, welches ihn hätte retten können, Entsagung seiner Wirksamkeit, nicht ergreifen durfte; denn er betrachtete sein Leben als ein dem Dienste der Gottheit geweihtes, seine Thätigkeit als die Erfüllung eines ihm von Gott vorgezeichneten Berufes, welchem er treu blieb auch da, wo Andre nur ihr leibliches Wohl zu bedenken pflegen. So erklärt er denn vor seinen Richtern mit offenherzigem Freimuth: es sei Ungehorsam gegen Gott und ihm darum unmöglich, wenn er sein Leben schweigend und in ruhiger Stille hinbringen wollte; die wichtigste aller Sorgen sei die für die eigene und der Mitmenschen Seele; nur ein selbstbewußtes, für Tugend und Weisheit mit aufopfernder Entsagung wirksames Leben verdiene ein Leben genannt zu werden. So gibt Sokrates seinen Beruf nicht auf, eher das

Leben; so gehorcht er den Gesetzen Gottes, obwohl ihn die menschlichen Richter mit dem Tode bedrohen. Aber er will auch nur dann sich dem Verlangen der irdischen Obrigkeit entziehen, wenn es in Widerspruch steht mit Gottes Ordnungen, und obwohl es ihm ein Leichtes gewesen wäre aus dem Gefängniß zu entkommen, so will er doch nicht aus Lust zum Leben und zur Freiheit die Gesetze übertreten und lieber dahingehen als einer, der Unrecht erduldete, denn als einer, der schmachvoll Unrecht mit Unrecht vergalt. Deshalb ist der gefangene und sterbende Sokrates auch nicht blos das Muster eines Mannes, welcher göttliches Gebot höher hält als menschliches, sondern auch das leuchtende Bild eines wahrhaft freien Mannes. Denn, liebe Schüler, was ist Freiheit, dieses lockende, begeisternde und doch von so Vielen auf falschem Wege erstrebte Ziel, welches auch Euch jetzt beim Scheiden aus der Schule zu winken scheint? Wahrlich die Freiheit besteht nicht und kann nicht darin bestehen, daß Jeder thut was er will und begehrt, sondern nur darin, daß Jeder thut was er soll. Unfrei und der armseligste Sklave ist derjenige, welcher seine Lust und sein Begehren zur Richtschnur nimmt; frei ist nur, wer in höherem Dienste steht und gehorsam ist den Gesetzen. Auf die Frage *τί ἐστιν ἐλευθερία;* antwortete Periander, ein griechischer Weise: *ἀγαθὴ συνείδησις.* So ist es, das gute Gewissen ist's, was dich frei macht, ohne dies bist du ein Knecht der Sünde, nicht ein Kind Gottes.

Dies gute Gewissen uns zu bewahren muß unser eifrigstes Streben sein, nicht blos in unserm Verhalten gegen unsre Familie und unsre Mitmenschen, nicht blos der weltlichen Obrigkeit und unserm Berufe gegenüber, sondern vor Allem in Sachen unseres christlichen Glaubens, in dem Heiligsten, was wir haben. Daran mahnt uns das letzte Beispiel, an welches ich Euch, liebe Schüler, heute erinnern will, die bekannte Erzählung aus dem dritten bis fünften Kapitel der Apostelgeschichte: Petrus und Johannes hatten in dem Tempel zu

Jerusalem einen Lahmen geheilt und waren darauf von den Priestern und dem Hauptmann des Tempels verhaftet und gefragt worden: aus welcher Gewalt oder in welchem Namen habt Ihr das gethan? Petrus antwortete: „So sei Euch und allem Volke von Israel kund gethan, daß in dem Namen Jesu Christi von Nazareth, welchen Ihr gekreuzigt habt, den Gott von den Todten auferwecket hat, stehet dieser allhier vor Euch gesund. Das ist der Stein von Euch Bauleuten verworfen, der zum Eckstein geworden ist. Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“ Als sie darauf bedroht wurden, daß sie sich nicht mehr hören lassen, nicht mehr reden sollten im Namen Jesu, sprachen die beiden Jünger: „Richtet Ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir Euch mehr gehorchen denn Gott? Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.“ Man ließ die Apostel gehen, nur um sie bald darauf wieder zu greifen und in's Gefängniß zu werfen, aber der Engel des Herrn that in der Nacht die Thür des Gefängnisses auf, und sie redeten auf's Neue im Tempel zum versammelten Volke. Wiederum vor den Hohenpriester und den Rath geführt erklärte Petrus: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Der Gott unsrer Väter hat Jesum auferwecket, welchen Ihr erwürgt habt und an das Holz gehänget, und Wir sind seine Zeugen und der heilige Geist, welchen Gott gegeben hat denen, die ihm gehorchen.“ Da rieth der Schriftgelehrte Gamaliel: laßt ab von diesen Menschen und laßt sie fahren! Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten wollen! —

Das Werk hat sich bewährt, ja es war von Gott und ist nicht untergegangen, es hat sich von kleinem Anfange bis zu einer die Welt erfüllenden Macht erhoben, es hat überstanden alle die blutigen Verfolgungen, die es bedrohten, es ist der

Segen der Menschheit geworden, die nur in dem Glauben an den Sohn Gottes Erlösung finden kann von dem Leid und der Sünde. Blutige Verfolgung hat der Christ heute nicht mehr zu leiden, aber wer wollte es in Abrede stellen: nicht gering ist der Abfall von dem lebendigen Christenglauben. Die Einen machen den Mammon zu ihrem Gott, die Andern ihre Begierde, die Einen einen irrenden Menschen, die Andern den menschlichen Verstand. — Laßt Euch nicht irren, liebe Schüler, laßt Euch nicht durch Spott und Hohn, nicht durch gelehrte Zweifel, nicht durch die auf irdischen Erwerb gerichteten Bestrebungen so Vieler in der Welt grade das rauben, was allein Euch helfen kann zu Eurer Seele Seligkeit. Hierin gehorchet keinem Menschen, von Niemandem laßt Euch überreden, aufzugeben den Glauben an Gott und seine wunderbaren Rathschlüsse, den Glauben an seinen eingeborenen Sohn, den Heiland der Welt, den Glauben an den heiligen Geist, der auch Euch gegeben wird, wenn Ihr recht darum bittet. Dieser Glaube möge Euch geleiten auf allen Euren Wegen! — So nehme ich Abschied von Euch im Namen des Lehrer-Collegiums und entlasse Euch aus den schützenden Mauern unseres Klosters. Wir haben viel Freude an Euch erlebt, das bekenne ich heute mit dankerfülltem Herzen, Ihr habt unserer Schule Ehre gemacht. So möget Ihr auch ferner Euch als brave und würdige Zöglinge unseres Ilfeld zeigen, tüchtige und gottesfürchtige Männer werden, die unserm Vaterland und unserm Könige in treuer Liebe ergeben sind, aber auch an allen Orten und zu allen Zeiten Gott mehr gehorchen als den Menschen!

Auch wir, hochgeehrte Festversammlung, wollen immer trauen auf die Wahrheit dieser goldenen Worte, nicht als ob das etwa in unsern Tagen besonders schwer gemacht würde. Nein, meine Freunde, wir Alle wissen das besser. Unser König und Herr, der nie versäumt hat Gott die Ehre zu geben, ist weit davon entfernt das Gewissen seiner Unterthanen zu bedrücken und von ihnen zu verlangen, daß sie nicht Gott die

Ehre geben sollten. Nur Parteileidenschaft, nur Unwille über die gewaltige Macht, die in Kaiser und Reich entstanden ist, nur blinder Gehorsam gegen den herrschsüchtigen und verblendeten, alten Feind der deutschen Kaiser ist es, wenn der Regierung unseres Königs der Vorwurf gemacht wird, daß sie was Gott ist, nicht Gott gebe. — Wie es unserm Heldenkaiser gelungen ist, das Reich wieder zu erheben aus langem Dunkel in ungeahnte Macht und Herrlichkeit nach Außen, so will er es auch stark machen im Innern durch einen dauernden, auf Gesetze gegründeten Frieden; und dazu gilt es — jetzt wie vor dem Kriege mit Frankreich — Ansprüche zurückzuweisen, die sich nicht vertragen mit der Würde des deutschen Volkes, mit der Würde des deutschen Kaisers. — Mit festem Muthe und Gottvertrauen ist unser König auch in diesen Kampf gezogen; Gott wolle ihm auch hierin den Sieg und einen ehrenvollen Frieden verleihen, Gott schenke ihm weise Rathschläge und königliche Gedanken! Gott lasse seine Gnade groß werden über unsern Herrn und verleihe ihm noch langes Leben und eine friedliche Regierung! Unser König gibt Gott die Ehre! Gott segne den König!!!

VIII.

Am 2. September 1873.

Den zweiten September haben wir schon in den beiden vorigen Jahren in der Stille der Schule festlich begangen und es für geziemend gehalten, an diesem Tage mit Lobliedern und Dankpsalmen den Herrn zu preisen, weil er an unserm deutschen Volke so Großes hat geschehen lassen. Wenn wir nun heute gewagt haben aus dieser Stille herauszutreten und zu einem öffentlichen Schulactus einzuladen, so gestatten Sie mir zunächst Ihnen, verehrte Anwesende, im Namen unserer Anstalt dafür zu danken, daß Sie dieser unserer Einladung so freundlich gefolgt sind, und Ihnen dann den Grund zu sagen, der uns hierbei bestimmt hat: —

Es ist nothwendig, daß das deutsche Volk einen Gedenktag begeht an die gewaltige Zeit, die wir vor zwei bis drei Jahren durchlebt haben; es ist nothwendig, daß es sich einmal herausreißt aus dem Treiben der Alltäglichkeit, um sich zu erinnern an diese Zeit, so voll von Bangen und Zagen, so reich an den herbsten Verlusten, so erhebend und läuternd durch ihren Siegesjubel; es ist nothwendig, daß es mit dieser Erinnerung sich auch wieder bewußt wird der ihm auferlegten Pflicht, das was schwer errungen wurde, auch zu bewahren, fest zu stehen in Treue und Gottesfurcht für König und Vaterland. — Wünschenswerth war es, daß dies im ganzen weiten Reiche an einem und demselben Tage geschehe, und dieser Wunsch scheint in diesem Jahre in Erfüllung gehen zu sollen.

Es scheint das deutsche Volk sich endlich auch in dieser Beziehung zur Einigung emporzuraffen; in immer weiteren Kreisen wird grade der 2. September als der Tag bezeichnet, der am meisten verdient ein solcher Gedenktag zu werden; und wenn unser Kaiser und König sich gescheut hat, die Feier eines solchen Tages von oben herunter seinem Volke zu befehlen: heute gibt er den thatsächlichen Beweis, daß auch er den 2. September in dieser Beziehung jedem andern Gedenktage vorzieht. Der 1. September war ein Schlachttag, der 2. brachte die Erfolge des Sieges: die Capitulation der französischen Armee und damit die Entscheidung, daß das einige deutsche Volk mit seinem bald erstehenden Kaiser gesiegt hatte über das uneinige französische Volk mit seinem gefangenen und vom Throne gestürzten Kaiser. Deshalb läßt heute am 2. September unser König in Berlin das Siegesdenkmal enthüllen, das höchste der Erde, das allen kommenden Geschlechtern Kunde geben soll von der Vereinigung und Wiederherstellung deutscher Macht und Größe seit 1864—1871; deshalb wird heute der Tag festlich begangen in Nord und Süd, im Westen und Osten, in großen und kleinen Orten, von allen Deutschen mit dem erhebenden Gefühle, daß durch bittere Verluste ein herrliches Kleinod erkämpft ist, und daß Alle, ein jeder an seinem Theile, für die Erhaltung desselben einstehen und Sorge tragen wollen. Diese Gefühle wach zu erhalten und zu heller Begeisterung anzufachen in unserer Jugend, in der Zukunft unseres Vaterlandes, ist die Pflicht der Lehrer insbesondere, eine Pflicht, die wir mit freudigem Herzen befolgen. Denn so wie wir gern uns erinnern an diese erhebungsvolle Zeit, immer wieder von Neuem durchempfinden den Jubel darüber, daß endlich erfüllt wurde, was wir so lange ersehnt hatten: so hoffen wir, daß auch in der Jugend, die jene Tage noch nicht mit ganzem Verständniß erlebt hat, die die Ohnmacht und Zerrissenheit unseres Vaterlandes mit all ihrem jetzt schon fast unbegreiflichen Elend nicht gekannt hat, daß auch in der

immer neu heranwachsenden Jugend durch solche Gedenktage gepflegt und genährt wird die Liebe zu unserem deutschen Vaterlande; daß unsere Jünglinge gern zuhören, wenn wir ihnen erzählen von den Großthaten unseres Königs und Volkes, daß auch sie nicht nachstehen wollen, wenn einmal an sie die Forderung gestellt würde, für's Vaterland zu opfern Gut und Blut.

„Drum, wer ein Deutscher heißen mag,
Halt im Gedächtniß diesen Tag
Auf ew'ge, ew'ge Zeiten!
Und kommt ein Feind, gebt euch die Hand,
Laßt uns für's liebe Vaterland
Wie die von 70 streiten.“ —

Ja diese Zeit verdient, daß wir ihrer gedenken; dies Gefühl theilen Sie, meine verehrten Freunde, wohl Alle mit mir; vielleicht stehe ich auch mit dem anderen Gefühle nicht allein, wenn es mir vorkommt, als ob vor dem Glanze der Ereignisse, die wir heute feiern, alle die von uns bewunderten Heldenthaten selbst ältester Zeiten erbleichen müßten. Ich weiß recht wohl, daß hierbei eben das Herz mitspricht, und daß wir jede Zeit mit ihrem eigenen Maßstabe zu messen haben; ich bin auch weit davon entfernt, den Helden alter und neuer Zeiten den ihnen gebührenden Ruhm zu nehmen. Aber ich empfand jenes Gefühl vor einigen Tagen recht lebhaft, als mir gelegentlich die Vorrede des Livius zum zweiten punischen Kriege einmal wieder vor die Augen kam. Mit vollster Berechtigung sagt der römische Geschichtschreiber: er wolle nun erzählen den denkwürdigsten aller Kriege, die je geführt seien; noch nie hätten mächtigere und kriegskundigere Staaten mit einander gekämpft, als Rom und Carthago; und das Kriegsglück sei so wechselnd gewesen, daß oft die Sieger dem Untergang näher waren als die Besiegten. — Auch wir können jetzt nach 2000 Jahren und unter grundweit veränderten Verhältnissen von dem deutsch-französischen Kriege dasselbe sagen, wie

Livius vom hannibalischen Kriege: „noch nie haben mächtigere und kriegskundigere Völker mit einander gekämpft", aber wir dürfen auch fortfahren: „noch nie war das Kriegsglück von Anfang bis zu Ende so treu der einen Fahne; denn die deutschen Sieger erlitten auch nicht eine einzige Niederlage." — Dort vergingen beinahe 17 Jahre, bis der glänzende Sieger vom Ticinus, dem Trasimenus, von Cannae niedergeworfen war und sein Vaterland meiden mußte; hier dauerte es nicht volle 7 Monate vom Beginn des Krieges, bis die stolze Hauptstadt des völlig besiegten Frankreichs capitulieren mußte und den vom Sieger dictierten Frieden annahm. Ich will diese Gegensätze nicht weiter verfolgen, nur eins noch hervorheben: dort ist es die Gestalt des Hannibal, die wir mit der größten Theilnahme verfolgen; und verwundert fragen wir: wie kam es, daß ihm der Sieg zuletzt untreu wurde? Der Grund davon liegt nicht blos in der bewunderungswürdigen Ausdauer Roms, sondern ebenso sehr darin, daß das carthagische Volk die Begeisterung seines berühmten Feldherrn nicht theilte, daß es nicht bereit war zu den Opfern, die eine energische Kriegsführung verlangte. Und wie ganz anders hier! Das ganze deutsche Volk in Waffen folgte dem Rufe seines Heerführers, das ganze deutsche Volk bereit zu allen und jeglichen Opfern, in Aller Herzen helle Begeisterung, innige Liebe zum Vaterlande! —

Doch brechen wir ab von der Aufsuchung solcher Gegensätze, ich wollte vielmehr das hervorheben, was dieser Krieg mit allen andern Kriegen gemeinsam hat, und fast bin ich versucht zu sagen, daß er auch dieses in höherem Maße besitzt als andere vor ihm. — Der Krieg, den unsere Jugend auf den Gymnasien wohl am genausten kennen lernt, ist der trojanische Krieg; die Lectüre des alten Sängers Homer wird ja auf allen Anstalten mit Eifer betrieben. Einen Ausspruch Homer's möchte ich gleichsam als Motto unserer heutigen Festbetrachtung zu Grunde legen. Bei jedem bedeutungsvollen

Ereignisse redet der Dichter von einem persönlichen Eingreifen der Götter; selbst ein wichtiger Entschluß in dem Herzen eines seiner Helden wird dem Einflusse einer Gottheit zugeschrieben; erhaben aber über all den Kämpfenden, über Menschen und Göttern, oben auf dem höchsten Punkte des Idagebirges sitzt Zeus und läßt in seiner Wage die Geschicke der Völker auf- und niederschweben, bald diesem bald jenem seine Gunst und den Sieg zuwendend. In seinen Händen allein ruht die Entscheidung, gegen seinen Willen ist nichtig das Streben der Männer:

Ἀλλ' αἰεί τε Διὸς κρείσσων νόος ἠέπερ ἀνδρῶν.

„Gottes Wollen ist stärker als das der sterblichen Menschen;" dies vergißt der fromme Sänger nie hinzuzufügen, um Wendungen im Kriegsglück zu erklären. — An ein persönliches Eingreifen unseres Gottes in homerischer Weise glauben wir nicht, aber noch viel fester und gewisser wissen wir, daß Gott der Allmächtige seine Hand hält über alle Geschicke der Menschen, und daß nichts geschieht ohne seinen heiligen Willen. — Und wenn je, so ist in dem letzten Kriege sichtbar und greifbar gewesen die Wahrheit des alten Wortes: der Mensch denkt, Gott lenkt. — Lassen Sie uns das kurz betrachten an dem Beginn, der Führung und dem Ende des Krieges.

Die Franzosen drängten zum Kriege, die Deutschen suchten ihn lange zu meiden. — Die Erfolge der preußischen Waffen von 1864 und 1866, die Vereinigung der ganzen deutschen Heeresmacht unter einem Bundesfeldherrn, zeigten den ehrgeizigen Franzosen, daß damit eine Macht entstanden war, der ihrigen gewachsen, wenn nicht sie überragend. Sie konnten es nicht ertragen, nicht mehr die erste Nation Europa's sein zu sollen; dieser Nebenbuhler mußte wieder erniedrigt, wieder zerstückelt werden, damit sie allein gebieten möchten, damit ihnen das vermeintliche Recht bliebe an der Spitze der Völker zu stehen. Jeder Vorwand war ihnen recht, mochte er auch

noch so grundlos sein, wenn er nur zum erwünschten Kriege führte; und in dem wilden Suchen nach einem solchen, einen elenderen hätten sie kaum finden können, als der war, welchen sie nun zur Kriegserklärung benutzten. — Die Deutschen kannten dies Drängen der Franzosen nach dem Kriege, aber sie wollten ihn vermeiden, so lange es sich mit der Ehre vertrug, lieber in kleinen Dingen, wie bei dem Handel um Luxemburg, scheinbar ein Zugeständniß machen, als um geringfügiger Ursache willen das unbestimmbare Rollen der Kriegswürfel herausfordern. — Während ferner die Franzosen nur von Siegen träumten, sich schon im Besitze des schönen Rheins sahen und ihren Siegeseinzug in Berlin hielten, da zagte jedes deutsche Herz nicht aus Furcht, nicht aus Schwäche, wohl aber in ängstlicher Sorge um die Grenzlande des Reichs, welche dem Einfall der Feinde zunächst preisgegeben waren und wohl kaum davor geschützt werden konnten. So war, ich glaube hierin nicht zu irren, als die Nachricht erscholl, daß der Krieg erklärt sei, das erste, rasch vorübergehende Gefühl das des Schreckens über die unausbleiblichen Gräuel eines solchen Krieges, das zweite das des Grolls über den Erbfeind, den bösen Nachbar, welcher dem Friedfertigen nicht die Ruhe gönnt, das dritte aber und bleibende Hochgefühl: opferfreudige Begeisterung und Liebe zu König und Vaterland. Der wenigen Elenden, die um kleinlicher Privat- oder Parteiinteressen willen es vermochten in hochverrätherischer Weise den französischen Waffen den Sieg zu wünschen, derer wollen wir heute nicht gedenken; sie verschwanden in der großen Masse des einmüthig wie nie zuvor zu den Waffen eilenden und sich um seinen König schaarenden Volkes. So war die Stimmung der Völker beim Beginn des Kriegs. —

„Gottes Denken ist stärker als das der sterblichen Menschen.“ — Die Franzosen haben nur für einen Tag eine deutsche Stadt zu besetzen vermocht, — die Deutschen aber haben den Krieg in das Herz Frankreichs getragen und nur Siege er-

fochten. Damals erfuhren wir, was für Kriegerhorden von Zuaven und Turcos in unserer Heimath gehaust haben würden, wenn unsere Grenze nicht durch tapfere Männer und die unvergleichliche Kriegsbereitschaft geschützt worden wäre; — heute wissen wir noch dazu, daß Frankreich mächtige Bundesgenossen erhalten haben würde, wenn es nicht gleich durch die ersten Schläge innerhalb weniger Wochen wäre zu Boden geworfen worden. Und wie wuchtig waren diese deutschen Hiebe! In dem kurzen Zeitraum vom 4. August bis zum 2. September, von dem Tage bei Weißenburg bis zu dem bei Sedan waren nicht weniger als acht große siegreiche Schlachten geschlagen worden; hat die Geschichte etwas dem Aehnliches aufzuweisen? — Nachdem, durch Weißenburg, Wörth und Spichern bezwungen, der Feind in wilder Flucht von unseren Grenzen hinwegeilte, nachdem in den blutigsten Schlachten des Krieges, bei Gorce, Vionville und Gravelotte, der Kern des französischen Heeres zurückgeworfen und in Metz eingeschlossen war, da wurde die letzte französische Armee und der Kaiser selbst mit dem einst so furchtbar klingenden Namen bei Beaumont und Sedan geschlagen, umzingelt, gefangen genommen.

„Gottes Lenken ist stärker als das der sterblichen Menschen.“

„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ schrieb damals unser König und Herr; und wahrlich, meine Freunde, eine Wendung so erschütternd und niederschmetternd auf der einen, so erhebend auf der andern Seite, daß auch dem blödesten Auge, dem ungläubigsten Herzen die göttliche Fügung klar werden muß. Besser kann man nun verstehen, wie der unvergleichliche Homer in seiner Phantasie solche Wendungen durch das persönliche Eingreifen der Götter herbeigeführt werden läßt. So trifft mitten im Siege den Patroklos die Hand des Apollo: er hatte sich vermessen bis an die Mauern Troja's vorzudringen, er glaubte allein schon jetzt die Stadt einnehmen zu können, da betäubt ihn der Gott, löst ihm die Waffenrüstung auf, umhüllt seine Augen mit Starrheit und stürzt

ihn von der Höhe des Siegesjubels hinab in den Tod. — Ist es nicht auch hier so? Trotz tapferer Gegenwehr ist die französische Armee wie mit Verblendung geschlagen; immer dichter ziehen sich die unentrinnbaren Netze des Verderbens um sie her, bis sie völlig umstrickt sich ergeben muß. — Der Kaiser übergibt dem Könige den Degen und wandert in die Gefangenschaft nach dem schönen Fleckchen deutscher Erde, das einst in den Zeiten unserer Erniedrigung „Napoleonshöhe", jetzt aber wieder „Wilhelmshöhe" hieß. Hier, wo einst der Oncle sein lustiges tolles Leben dahingeschwelgt hatte, hier konnte nun der entthronte Neffe brüten über seinen zertrümmerten Plänen. Gibt es kein Weltgericht, gibt es keinen strafenden, rächenden Gott?

„Gottes Wollen ist stärker als das der sterblichen Menschen!"

Die Franzosen hatten ein gut Stück deutschen Landes unsrauben und sich aneignen wollen, sie hatten Deutschland wieder zerstückeln wollen in kleine, ohnmächtige, sich einander immer eifersüchtig befehdende Kleinstaaten. Der Ausgang des Krieges hat sich gegen sie gewendet. Jetzt mußten sie im Frieden dem mächtig erstandenen einigen deutschen Reiche seine vor langer Zeit ihm entrissenen Provinzen wieder herausgeben, und die Zwietracht, die sie bei uns hatten säen wollen, war im eigenen Lande schrecklich aufgegangen. In blutigem, entsetzlichem Bürgerkriege zerfleischte sich ihre eben erst vom Feinde befreite Hauptstadt; was dieser geschont hatte, das zerstörte in wahnsinnigem Frevel das empörte, gegen Sitte und Gesetz sich auflehnende Volk, und die stolze Weltstadt bedeckte sich mit rauchenden Trümmern. Nur mühsam gelang es die Anarchie zu unterdrücken und eine staatliche Ordnung wieder herzustellen. Aber auch heute noch ist das unglückliche Land zwar von fremden Truppen befreit aber doch von feindlichen Parteien durchwühlt, und Keiner weiß, welcher die Herrschaft zufallen wird. Die furchtbaren von der Niederlage ihm geschlagenen Wunden haben noch nicht heilen können, und schon schreien die Unver-

ständigsten wieder von Rache und Krieg; — während die Deutschen zurückgekehrt sind zu den Arbeiten des Friedens, — das Waffenhandwerk nur üben zur Abwehr unberechtigter Angriffe. Wir wünschen sehnlich die Erhaltung des Friedens; denn auch die Feier des heutigen Tages entspringt aus dem Gefühl des Dankes nicht blos dafür, daß uns der Sieg verliehen, mehr noch dafür, daß wir den ehrenvollsten Frieden erkämpft haben. Möge diese Friedensliebe unserm Volke bewahrt bleiben! Möge aber auch die Erinnerung an jene große gewaltige Zeit immer auf's Neue in allen deutschen Herzen entflammen lassen Liebe zum Vaterland, Treue gegen den König und wahre innige Gottesfurcht. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, sie ist auch die beste und sicherste Waffe im Kriege. So empfehlen wir unser theures deutsches Vaterland in Gottes heiligen Schutz, denn:

„Gottes Wollen ist stärker als das der sterblichen Menschen.“

IX.

Am 24. September 1873.

Vor Kurzem haben wir, liebe Schüler, ein nationales Fest gefeiert, und wenn wir heute im Begriff sind diejenigen aus unserer Gemeinschaft zu entlassen, welche nach ehrenvoll bestandenem Examen sich ein Zeugniß der Reife für die Universitäts-Studien erworben haben, so liegt es nahe an die Gedanken anzuknüpfen, welche damals unsere Herzen bewegten. Wir haben jene Feier nicht begangen, ohne uns der Pflicht bewußt zu werden, die uns auferlegt ist: daß ein Jeder an seinem Theile dafür zu sorgen habe, wie das schwer Errungene in Kraft und Fülle erhalten und bewahrt bleibe; — wir haben es besonders betont, daß der Jugend diese Pflicht immer vor Augen stehen müsse, denn auf ihr beruhe die Zukunft unseres Vaterlandes. Auch Ihr, liebe Schüler, wollt Euch rüsten, dereinst in den Dienst unseres Staates zu treten, für unser Land und Volk nutzbar zu machen, was Ihr hier gelernt habt und als Jünger der Wissenschaft noch lernen werdet. So laßt uns denn heute in der Stunde des Scheidens die Frage Euch vorlegen und zu beantworten suchen: was fordert unser Vaterland von seiner Jugend? — So höret noch einmal auf die mahnende Stimme Eurer Lehrer und prägt Eurem Herzen tief ein die ernsten Gebote, die Euch die Schule noch mit auf den Weg gibt.

Wir wollen unsere Betrachtungen anknüpfen an etwas, das Ihr in diesem letzten Halbjahre mit mir gelesen habt, das

wie auf jeden ernsten und sinnigen Leser so auch auf Euch des Eindrucks nicht verfehlt hat, an die weisen Lehren, welche Horaz in den ersten sechs Oden des dritten Buchs seinen Römern ertheilt hat; wir wollen sehen, ob diese Lehren auch in dem Lichte unserer Zeit, auch auf unser deutsches Volk ihre Anwendung finden können.

Der Gedanke, welcher diese sechs Gedichte*) einheitlich durchdringt, ist kein anderer als der: die Erhaltung der Machtfülle des Reichs nach innen und außen ist nur möglich durch Wiederherstellung derselben Tugenden, die es gegründet. — Des Dichters Mahnungen verhallten; wohl fanden sie damals wie jetzt bewundernde Leser und Hörer, aber es fehlte an der entschlossenen und mannhaften That, die da auch ausführt, was als heilsam erkannt wird. Und so gieng in Erfüllung die traurige Prophezeihung, die der Dichter am Schluß aussprach:

aetas parentum peior avis tulit
nos nequiores mox daturos
progeniem vitiosiorem,

diese schaurige Verkündigung, daß von Geschlecht zu Geschlecht zunehmen werde Entartung und Entsittlichung. — Statt daß wiederhergestellt wurden die alten römischen Tugenden, versank das weltbeherrschende Volk immer tiefer in Schwelgerei und Habsucht, bis es die Herrschaft verlor und besiegt unterlag der Urkraft germanischer Stämme.

Es ist dies ein Geschick, welches nicht allein die Römer erduldet haben; die Geschichte bietet der Beispiele gar viele von dem allmählichen Sinken einst blühender Reiche. — Unser neues deutsches Reich ist mächtig erstanden; aber soll es stehen bleiben auf der erreichten Höhe: ohne Kämpfe mannigfacher Art wird es nicht möglich sein; vor Allem muß unser Volk

---

*) cf. Stauder in Zeitschrift für das Gymnasial-Wesen, Berlin 1867. S. 505—516.

eifrig und unablässig danach streben, daß dieselben guten Eigenschaften ihm bewahrt bleiben, die es jetzt auf solche Höhe emporgehoben haben. Gar nicht ernst genug können wir diese Mahnung auffassen, denn nur zu wahr ist des Dichters Wort:

nec vera virtus, cum semel excidit,
curat reponi deterioribus.

Jeder Stillstand ist Rückgang, jeder Rückgang ist schwer, sehr schwer wieder zu heilen; wo gute Sitten verloren gegangen sind, bedarf es gewaltiger Anstrengung sie wieder in lebendiger Kraft zurückzuführen.

Welches sind nun die Tugenden, deren Wiederherstellung Horaz dem römischen Volke anräth, deren Erhaltung wir im deutschen Vaterlande wünschen, welche wir Euch, liebe Schüler, heute beim Abgang von der Schule noch einmal empfehlen möchten, damit auch Ihr sie hoch haltet in Eurem ganzen Leben? Wir wollen sie bezeichnen mit den griechischen Namen: σωφροσύνη, ἀνδρεία, δικαιοσύνη, und dafür die deutschen Begriffe zu finden suchen. Erschöpfen können wir diese drei bedeutungsvollen Worte nicht in einer kurzen Stunde; es muß uns genügen, wenn wir sie in ihren wesentlichen Grundzügen erfassen und verstehen lernen.

Gleich der erste Begriff, die σωφροσύνη, ist ein gar vieldeutiger; wir nehmen ihn in dem Sinne, wie Horaz ihn uns nicht blos in diesen Gedichten sondern noch an vielen andern Stellen vorgeführt hat, wie er selbst ein Musterbild desselben uns durch sein Leben gegeben hat: als weise Beschränkung und Genügsamkeit. Und doch, so alt diese Lehre ist, so oft sie von den Weisen aller Völker ist gepredigt worden, so oft ist es unbewußt geblieben oder immer wieder vergessen worden, daß nur den desiderantem quod satis est Zufriedenheit und Glück begleitet. Der menschliche Sinn ist nun einmal zu sehr zu dem Glauben geneigt: nur mit vielem Besitz könne das Glück sich verbinden, und will die Schranken nicht

anerkennen, die seiner Natur und seinem Stande durch Gottes Ordnungen gesetzt sind. Das immer mehr haben Wollen oder gar das mehr scheinen Wollen, als man ist, sind zwei Grundübel auch unserer Zeit, auf die deshalb ebenso gut als auf frühere die Mahnung anwendbar ist: daß nicht Genußsucht sondern Mäßigung, nicht Habsucht sondern Genügsamkeit das wahre Glück verleihen. Gegenüber der bedrohlichen und wie es scheint immer mehr um sich greifenden Richtung unserer Tage, die Menschen zu messen und zu beurtheilen nach dem, was sie besitzen an äußeren Gütern, gegenüber dem Streben, wo möglich ohne große Anstrengung sich Reichthum zu erwerben, jede Unbequemlichkeit und Entbehrung zu meiden, und ohne irgend welche Opfer ein leichtes dem Genuß gewidmetes Leben zu führen, — da gilt insbesondere der Jugend das Wort des Dichters

angustam amice pauperiem pati
robustus acri militia puer
condiscat. —

Geduldig und ohne Murren sich auch in die Schranken finden können, welche ein bescheidener Besitz den Menschen gesteckt hat, ohne Neid hinschauen auf solche, die nicht so eingeengt scheinen, voll heitern und dankbaren Sinns sich dessen freuen, was Gottes Güte verliehen hat, das ist eine Herzensstimmung, die mehr werth ist als alles Gold und alle Schätze der Welt, — die sich anzueignen ein Jeder von Jugend auf eifrig bemüht sein sollte. Keinem Menschen, und wenn er auch in einer noch so günstigen Lage sich befindet, keinem wird es erspart einmal Entbehrungen ertragen zu müssen um eines höheren edleren Zwecks willen; Verhältnisse, über die er nicht gebieten kann, werden ihm größeren oder geringeren Zwang auferlegen; — und wohl dann ihm, wenn er es gelernt hat sich zu fügen in Drückendes, in Unabänderliches, und sich einen Schatz im Herzen bewahrt hat, der ihn trösten kann über solche kleine Leiden. Dergleichen steht auch Euch bevor, liebe

5*

Schüler; heute freut Ihr Euch des Zwanges der Schule enthoben zu werden, aber da tritt die acris militia heran und wird Euch weit größeren auferlegen zum Heile für Euch selbst, damit Ihr lernt, für den Dienst, den das Vaterland begehrt, alle Einzelinteressen hintanzusetzen und freudigen Herzens Euch in beengende Schranken zu fügen. Habt Ihr dies gelernt, so werdet Ihr einsehen, daß die wahre Armuth besteht in dem immer mehr Begehren, der wahre Reichthum in der Zufriedenheit mit dem was man hat. Dann werdet Ihr Euch zu der Höhe unseres Dichters emporschwingen und mit ihm sagen können:

cur valle permutem Sabina
divitias operosiores?
Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin? —

Dieser köstliche Schatz der Zufriedenheit, ein Gut, das gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, ist aber nur zu erreichen durch strenge Pflichterfüllung, wie wir die zweite der bezeichneten Tugenden, die ἀνδρεία, auffassen wollen. Sicherlich ist ἀνδρεία nicht etwa blos eine äußerliche Tapferkeit, die ihren Ruhm sucht in körperlicher Stärke, der nicht zu widerstehen ist, und welche Alles niederschlägt, was sich ihr in den Weg stellt. Nur zu leicht kann eine solche Körperkraft, wenn sie der geistigen Leitung entbehrt, wenn sie sich nicht auf Gesetz und Ordnung stützt, ausarten in Rohheit und Tyrannei, stürzen durch ihre eigene Last:

vis consili expers mole ruit sua,
vim temperatam di quoque provehunt
in maius. —

Selbst in den Kriegen und Schlachten ist es nicht die Körperkraft, nicht die Masse der Kämpfenden, welche die Entscheidung herbeiführt, sondern der Geist, von welchem die Kämpfer beseelt sind, die Begeisterung für die Sache, um welche gekämpft wird. So besteht auch sonst im Leben die

ἀνδρεία nicht im Pochen auf äußere Kraft, sondern in dem mannhaften Einstehen für das, was als Pflicht erkannt ist. Dieses Pflichtgefühl war es, was einen Regulus bewog, den Loskauf der Gefangenen zu widerrathen, sich standhaft von Familie und Heimath loszureißen und dem gewissen Tode entgegenzugehen; dieses Pflichtgefühl ist es, was den Menschen stark und muthig macht, was ihn in Gefahren und Beschwerlichkeiten ausharren läßt, was ihm in seinem Stande und Berufe Anerkennung und Auszeichnung verschafft. Freilich muß eine sorgfältige und gewissenhafte Prüfung vorausgehen, ehe man zur Entscheidung gelangt ist über das, was die Pflicht gebeut; aber wenn dieselbe richtig erkannt ist, dann muß man auch unerschütterlich an ihr festhalten, thun, was recht ist, und Niemanden scheuen weder nach oben noch nach unten hin, lediglich seiner Ueberzeugung und seinem Gewissen folgen. Dann erwirbt man sich Ansprüche nicht blos auf die ἀνδρεία, sondern auch auf die δικαιοσύνη.

iustum et tenacem propositi virum
non civium ardor prava iubentium,
non vultus instantis tyranni
mente quatit solida. —
si fractus illabatur orbis,
impavidum ferient ruinae.

So muß die Mannhaftigkeit verbunden sein mit der Gerechtigkeit. Auf diese muß jene sich stützen, wenn wir nicht richtiger sagen, beide sind Eins, wie es überhaupt nicht verschiedene, sondern nur eine Tugend gibt. Ihr wollt Euch, liebe Schüler, fast Alle dem Studium des Rechts widmen, und so wird es zunächst Euer Streben sein müssen, daß Ihr tüchtige Kenner der Rechtswissenschaft werdet. Aber das Recht kennen d. h. wissen, was die römische oder die deutsche Gesetzgebung vorschreibt, ist noch weit verschieden von dem das Rechte thun. Und von nicht wenigen Menschen muß dasselbe gesagt werden, was einst von den Athenern gesagt wurde: sie

wissen zwar, was recht ist, und loben es, aber sie wollen es nicht thun.*) Selbst wenn auch diese Stufe erklommen ist, wenn der Mensch handelt, wie es recht ist nach Sitte und Gesetz, so ist er doch noch weit entfernt von der Gerechtigkeit, die allein Geltung hat, von der Gerechtigkeit vor Gott. Da aber sogar der heidnische Dichter die Gottesfurcht als seine bedeutendste Forderung, als das A und O aller seiner Gebote hinstellt:

dis te minorem quod geris, imperas;
hinc omne principium, huc refer exitum, —

wie viel mehr werden wir dies thun müssen in dem Lichte christlicher Erkenntniß! Wir wissen ja auch durch das Evangelium, daß wir nicht gerecht sein können vor Gott durch das Erbauen oder das Besuchen der Tempel, auch nicht durch unsre eignen Werke, sondern allein durch die Gnade Gottes, unseres himmlischen Vaters, und durch den Glauben an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unseren Heiland und Erlöser.

So laßt Euch, liebe Schüler, jetzt in der Stunde des Abschieds noch einmal empfohlen sein die *σωφροσύνη*, *ἀνδρεία*, *δικαιοσύνη* in dem Sinne, in welchem wir eben diese Begriffe zu erklären suchten: Seid mäßig und nüchtern, seid muthig und furchtlos, strebt nach Gerechtigkeit vor den Menschen und betet zu Gott, daß er Euch auch seine Gerechtigkeit aus Gnaden verleihen wolle, bleibet in Christo Jesu!

O ja, Herr, laß sie in dir bleiben
Und nie von Deinem Kreuze gehn;
Laß sie den Geist des Glaubens treiben
Und fest in Deinem Frieden stehn,
Stets wachsam, still und niedrig sein,
So reißt den Grund nichts ihnen ein. Amen.

---

*) Cic. de sen. § 64.

X.

Am 22. November 1873.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauervoll sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land! —

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh,
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu!
v. Salis.

Wer hat je an einem Grabe gestanden, in dem man ein im Leben ihm theures Menschenherz geborgen hatte, wer hat je den dumpfen Schall gehört, mit dem die Erdschollen schlugen auf die Bretter des Sarges, wer hat es mit angesehen, wie die Tiefe der Gruft ausgefüllt und bedeckt wurde wieder mit Erde, — ohne daß er sein Herz wie von einem zweischneidigen Schwerte durchbohrt fühlte, ohne daß die bange Frage in ihm aufstieg: ist's damit nun zu Ende? wird er zu Staub und Asche werden? bleibt vom Menschen nichts als die Auflösung seines Körpers? Ach, je lieber diejenigen uns waren, die wir in dem kühlen Schooße der Erde betten mußten, um so lebhafter, um so zweifelnder erheben sich solche Fragen, um so mehr bedürfen wir der trostvollen Ueberzeugung von einem besseren ewigen Leben.

Auch wir, hochverehrte Versammlung, haben eben wieder an unserem Geiste vorübergehen lassen die Reihe der früheren Angehörigen unseres Klosters, welche in dem verflossenen Jahre

dem Grabe mußten übergeben werden; wir sind wieder an jedes einzelne herangetreten und haben hinabgeschaut auf das, was für uns verloren gegangen ist. — Wir haben gedankt dem trefflichen Lehrer, der viele Jahre in hervorragender Weise gewirkt hat an unserer Schule, der gleich ausgezeichnet war durch ein tiefes gründliches Wissen, wie durch eine vorzügliche Lehrgabe — für all das Gute, was er hier geschafft hat, für all die edlen Keime, die er hier in den Herzen seiner Schüler gepflegt hat. Freilich nur Wenige von uns haben ihn noch persönlich gekannt, aber die Kunde von dem, was grade er hier einst geleistet hat, ist oft genug bis zu unsern Ohren gedrungen, und sein Andenken wird in den Herzen seiner früheren Schüler wie in der Geschichte unseres Klosters in Ehren gehalten werden. Und wenn seine letzten Lebensjahre durch manches Leid, durch schwere Krankheit heimgesucht waren der Art, daß eine Genesung zu völliger Kraft kaum zu hoffen war, wenn dieser nach mühevoll beendetem Tagewerke gern aus seiner Vereinsamung hier eingegangen ist zu den Stätten des ewigen Friedens: so fühlen wir mit die Klagen der Eltern, der Schwester und der Braut um den früh Entschlafenen, welcher eben erst die Schwelle zum Mannesalter überschritten hatte, welcher eben erst eingetreten war in die Ausübung des von ihm gewählten und hoch gehaltenen Berufes. Gott der Herr, dem er noch manche Seele zuzuführen gedachte, hat ihn früh heimgerufen aus seinem heiligen Amte heraus; er wird erkannt haben sein Streben nach himmlischen Gütern; er möge auch trösten und ausrüsten mit Kraft von oben die Eltern, welche den einzigen Sohn, die Hoffnung ihres Alters, beweinen, die Braut, die den Erwählten ihres Herzens verloren hat. — Dann werden wir noch einmal zu dem Grabe des jüngsten unserer Freunde geführt, des ersten unserer Schüler seit langer Zeit, welcher hier auf unserem Friedhofe die letzte Ruhestätte erlangt hat. Der älteste Sohn einer reichbeglückten Familie, deren Glieder durch innige Liebe

mit einander verbunden sind, welcher seinen Geschwistern vorangieng in gutem und edlem Streben, welcher sich die herzliche Zuneigung auch derer zu erwerben gewußt hatte, die ihm ferner standen, — er hat sein Leben hingeben müssen, noch ehe er zum Jüngling herangereift war. Manche schöne Hoffnung ist mit ihm begraben; schmerzerfüllt schauen Eltern und Brüder ihm nach, dankend preisen sie Gott für das, was er ihnen in ihm gegeben hatte; vergessen werden sie ihn nie; in dem heiligen Andenken an den so früh ihnen Entrissenen schließen sie sich nur um so enger an einander, um sich gegenseitig den bittern Verlust zu ersetzen. — So rufen wir endlich auch dem, welcher mehrere Jahre an der Spitze unserer Anstalt gestanden hat und nun im kräftigsten Mannesalter abgerufen ist, unseren Dank nach in die ferne Grabesstätte für Alles, was er geschafft hat für unser Ilfeld. Mit schwerem Herzen zwar, aber auch mit treuer Hingebung war er gefolgt dem an ihn ergangenen Rufe, der ihn aus geordneten, lieb gewordenen Verhältnissen hinwegführte in ein sorgenvolles und verantwortungsreiches Amt. Nicht lange hatte er demselben vorgestanden, als sein wohl schon früher von Krankheit untergrabener Körper, trotzdem er dessen Schwäche durch geistige Kraft zu bezwingen und zu beherrschen suchte, nicht länger den Anstrengungen gewachsen war. Er mußte sein Amt niederlegen, aber auch die Ruhe, die er sich zur Pflege seiner Gesundheit nun gönnen durfte, konnte nur wenige Jahre noch sein Leben fristen. Eine liebende Gattin und zwei noch unmündige Söhne weinen dem zu früh Entschlafenen nach; mir aber, seinem Nachfolger im Amte, kommt es wohl zu hier öffentlich zu erklären: ich kann am besten beurtheilen, was er hier gethan, was er hier gelitten hat; gesehen habe ich ihn nie, aber das weiß ich, daß sein reinstes und bestes Streben immer nur ausgieng auf das Wohl unserer Anstalt, daß er nur darauf bedacht war aus schweren Fährlichkeiten die Schule herauszureißen und ihr zur vollen Entfaltung ihrer Blüthe zu verhelfen. Er kann gefehlt haben,

wie wir Alle irren, aber eifrig und redlich ist er bemüht gewesen nach besten Kräften zu sorgen für das, was er als heilsam und förderlich erkannt hatte. Darum Ehre seinem Namen, Ehre seinem Andenken! —

Wenn wir so unter den früheren Angehörigen unseres Klosters, deren Abscheiden wir heute betrauern, fast alle Lebensalter finden, muß uns ein gar wehmüthiges Gefühl beschleichen von der Unsicherheit und Vergänglichkeit unseres Lebens, und es kann uns bedünken, als habe der alte griechische Philosoph, Herakleitos der Dunkle, Recht gehabt zu sagen: beweinenswerth erscheine ihm das menschliche Leben; denn er sehe nichts darin von Dauer und Bestand, vielmehr zeigten sich Schicksal und alle Dinge ihm in einem steten rastlosen Flusse begriffen. — Wer wollte es bestreiten, daß unser Leben in der That ein gar gebrechliches, leicht vergängliches Ding ist, denn „mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen"; und wenn es damit aus und zu Ende wäre, so wäre freilich unser Leben kaum lebenswerth. Wir können es daher verstehen, daß jener griechische Philosoph eine solche Ansicht aussprach, um so mehr als er damit nur wiedergibt die in seinem ganzen Volke herrschende Meinung. Denn abgesehen von einigen wenigen, besonders hoch begabten Männern des griechischen Alterthums, von Sokrates, Platon u. A., die mit den Waffen ihres Wissens und ihrer Denkkraft dafür eintraten, daß nicht mit dem Körper zugleich auch die Seele untergehe, daß die Seele unsterblich sei — der Volksglaube weiß zwar auch von einem späteren Leben nach diesem Leben, aber wenn das Leben auf der Erde schon ein gar trauriges und jammervolles war, das Leben nach dem Tode bei den Schatten der Unterwelt war noch weit kläglicher. Man redet viel von dem heiteren Volke der Griechen unter ihrem ewig lachenden blauen Himmel, aber wir würden uns doch eine falsche Vorstellung machen, wenn wir nicht zu dieser Freude am Leben als Gegensatz hinzugesellen wollten die tiefernste Sehnsucht nach dem Troste einer seligen

Unsterblichkeit, nach einem festen, dauernden Halte in dem Flusse der veränderlichen Welt. — In wenigen Zügen möge dies kurz nachgewiesen werden an dem Helden der altgriechischen Volkssage, an Achilleus, dem Sohne der unsterblichen Mutter und des sterblichen Vaters.

Ihm waren zwei Lebensloose zugefallen, unter denen ihm die Wahl frei stand: wenn er Theil nahm an dem Kampfe gegen Troja und aushielt in demselben, so fand er dort seinen frühen Tod, aber unvergänglicher Ruhm wurde ihm zu Theil; wenn er heimkehrte von dort in sein Vaterland, so verlor er hohen Ruhm und erfreute sich eines langen Lebens.*) Das ganze Alterthum hat den Achill gepriesen, daß er, vor diese Wahl gestellt, den Entschluß faßte ein kurzes aber mit dem höchsten Ruhme geschmücktes Leben vorzuziehen einem langen aber ruhmlosen Leben. Auf diesen Entschluß gründet sich und wird immer zurückgeführt der so häufig gehörte Spruch: der Edle muß entweder ruhmvoll leben oder ruhmvoll sterben.**) Nur ein Mal finden wir denselben grade umgekehrt; bei Euripides nämlich sagt die dem Tode geweihte Iphigenie:

> Dies Licht der Sonne schauen ist das Süßeste,
> Der Tod so grau'nvoll. Rasend, wer zu sterben wünscht!
> Ein traurig Leben besser als ein schöner Tod! —***)

Und doch ist diese Anschauung nicht so vereinzelt, als vielfach geglaubt wird; — das Sterben, das Todtsein ist das Schrecklichste für den natürlichen Menschen. Die Götter der alten griechischen Volksreligion unterscheiden sich eigentlich nur dadurch von den Menschen, daß sie nicht dem Tode unterworfen sind, daß sie unsterblich und nie alternd in ewiger Jugend auf dem Olymp thronen; in allem Uebrigen sind sie Menschen, nur etwas höher geartete Menschen, aber mit denselben Leiden

---

*) Il. 9. 410 u. f.
**) Soph. Aias 479.
***) Eur. Iph. A. 1250.

behaftet und denselben Leidenschaften ergeben, wie diese. Daß die Menschen sterben müssen, das macht sie zu den elendesten Wesen der Erde.

Um den gefallenen Patroklos klagen und weinen die Rosse des Achill; sie selbst sind unsterblich aber sie haben den Freund ihres Herrn nicht retten können vor dem Alles verschlingenden Tode, sie wissen, daß nur zu bald auch ihr Herr demselben Loose verfallen wird — da entströmen heiße Thränen ihren Wimpern, und mitleidsvoll schaut Zeus, der Oberste der Götter, auf sie herab und spricht zu sich in der Tiefe des Herzens:

Arme, warum doch schenkten wir euch dem Könige Peleus,
Ihm dem Sterblichen — euch, unalternd beid' und unsterblich?
Etwa daß Gram ihr ertrügt mit den unglückseligen Menschen?
Denn nichts Anderes wo ist jammervoller auf Erden,
Als der Mensch, von Allem was Leben haucht und sich reget.*)

Mit einem feinen und wahren Gefühle hat ein neuerer Forscher in diesen wahrhaft erschütternden Versen den sich durch die ganze homerische Ilias hindurchziehenden Grundgedanken finden wollen;**) wir können dem nur zustimmen und behaupten, daß selbst die Seele der leichtlebigen Griechen durchdrungen ist von dem tiefschweren Gedanken an die vergängliche und wandelbare Hinfälligkeit der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens.

War aber schon das Leben auf der Erde durch die Aussicht auf das Sterben ein so trauriges, — das völlig schattenhafte Leben in der Unterwelt nach dem Tode vermochte dafür auch nicht den geringsten Ersatz zu bieten. Zwar lesen wir von einem Gerichte über die Verstorbenen, von dem Leben der Gerechten und Seligen im Elysium, aber es ist und bleibt doch nur ein traumhaftes Dasein, welchem selbst die Freuden der Oberwelt völlig verloren gegangen sind, für welches einen

*) Il. 17. 443—47.

**) Geppert, Ursprung der homerischen Gesänge I. 448.

Trost zu bieten vermag nur — der Humor der Verzweiflung. Die völlige Nichtigkeit des Schattenlebens nach dem Tode wird am schärfsten ausgesprochen grade durch Achilleus. — Als Odysseus auf seinem Gange durch die Unterwelt mit Achill zusammentrifft und ihn rühmt als den glücklichsten aller Menschen, den weder vorher Einer übertroffen habe, noch nachher übertreffen werde, denn im Leben hätten ihn die Achäer den Göttern gleich geehrt, und jetzt im Tode gelte er als ein gewaltiger Herrscher bei den Todten, — da antwortet ihm dieser voll Entrüstung:

Nicht mir rede vom Tod' ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.*)

Wie traurig ist es bestellt um den Glauben eines Volkes, das seinen edelsten Helden lieber die niedrigste Dienstbarkeit auf Erden wünschen läßt als die höchste Ehre unter den Todten!

Aber ihnen war das Evangelium nicht verkündet, und so können wir es verstehen, wenn sie zu so armseliger Weltanschauung gelangten, wenn sie sich nicht zu erheben vermochten zu einem edleren und besseren Glauben. Und doch, meine Freunde, ähnliche Meinungen und Ansichten sind auch heute noch nicht verschwunden; auch heute noch werden unter Christen, die freilich nicht das Recht mehr haben auf diesen Namen, Glaubenssätze ausgesprochen, die noch tiefer stehen als die längst untergegangene Volksreligion der Griechen.

Wie dort die unsterblichen Rosse des Achill über dem Menschen, ihrem Herrn, stehen, so versucht man heut zu Tage den Menschen neben die Thiere zu stellen, seinen Ursprung von den Thieren abzuleiten, ihm die Freiheit des Willens abzusprechen, ihn herabzudrücken zu einem Wesen, in welchem Alles auf unbewußten Vorstellungen beruht. Die Anhänger

---

*) Od. 11. 487—91.

solcher Lehren können freilich nur reden von Lebensqual, von Unerträglichkeit des Daseins; sie verfallen dem crassesten Pessimismus. Im Süden unseres deutschen Vaterlandes, wo ein Hauptvertreter dieser philosophischen Richtung lebte und überall bekannt war wegen seiner offen zur Schau getragenen Selbstsucht, wegen seiner Theilnahmlosigkeit für Alles, was sonst ein Menschenherz ergreift, — im Süden hat diese Lehre nicht viel Anklang gefunden, aber es scheint, als ob man im Norden für diese kalte Weltanschauung sich mehr erwärmen könnte. Eine traurige Verirrung des Menschengeistes, und Schade um den Scharfsinn, der an solche Irrlehren gewendet wird! — Meine lieben Freunde, ich habe es erlebt, wozu sie führen; ich habe es erlebt, daß ein feinfühlender und hochbegabter College, der in den angenehmsten Verhältnissen lebte und beglückt war durch die herzliche Liebe einer Braut, — die Consequenz dieser Lehre zog und mit selbstmörderischer Hand das ihm von Gott verliehene Leben zerstörte. Denn, ist unser Leben ein so trauriges, ist nach diesem Leben — das Nichts, und der Tod — das Ende:*) — wozu soll man dann leben, dann wird es ja Pflicht sich das Leben zu nehmen. So kann das schärfste Denken zum Wahnsinn werden, so hatte jener Unglückliche in einem Anfall von Wahnsinn zum Gedanken die That gefügt, und als ich die Hefte der Primaner zur Hand nahm, die er wenige Stunden vor seiner grausigen That noch corrigiert hatte, da schloß die letzte von ihm aufgegebene Arbeit mit der Fabel vom Silen, der als Gefangener dem Könige Midas die Lehre gegeben haben soll: bei weitem das Beste sei für den Menschen nicht geboren zu werden, das nächste danach so bald wie möglich vom Leben befreit zu werden.**)

Wir wollen uns abwenden von solcher Verblendung; nach

---

*) mors ultima linea rerum. Hor. ep. I. 16. 79.
**) Cic. Tusc. I. 48. 114. Soph. Oed. Col. 1225.

solchen Erlebnissen aber lernt man von ganzem Herzen mit dem frommen Dichter singen:

Auf Gott und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glücke bauen
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Nicht, was ich mir ersehe,
Sein Wille nur geschehe. —

Armer Mensch, all Dein Wissen, all Dein Streben nach Erkenntniß kann Dich nicht führen zu den höchsten Gipfeln der Weisheit. Glaubst Du sie erklommen zu haben, ein Fehltritt stürzt Dich von der Höhe in die tiefsten Abgründe des Irrthums und des Wahnsinns. Nur ein Stecken und Stab kann Dich stützen, nur das, was höher ist als alle menschliche Vernunft, was alles Wissen überragt — nur der Glaube an unser heiliges Evangelium. Wenn Du im Glauben den erkannt hast, welcher allein wahrer Gott ist, und den, welchen er gesandt hat, Jesum Christum, dann ist Dir das ewige Leben verheißen.*) Wenn Du in diesem Glauben Jesum liebst dadurch, daß Du seine Gebote hältst und ihm nachgehst in Deinem Wandel, dann hast Du auch die trostvolle Hoffnung, daß Du um dieser Liebe willen Gnade findest bei Gott Deinem Vater, daß Du durch Christum versöhnt und vereint sein wirst mit dem Vater und dem Sohne und mit allen denen, welche sich erhalten haben in dem Worte des Herrn. — Armer Mensch, kannst Du noch schwanken, wohin Du Dich wenden sollst? Fort mit jenen Schattengebilden der Unterwelt! Fort mit jenen Wahngebilden trügerischer Weisheit! — Hier ist die Quelle lebendigen Wassers; wenn Du von dem trinkst, so wirst Du die ewige Glückseligkeit erlangen. Das ist die Unsterblichkeit, welche die Griechen ersehnten, das ist die Heimath, in die Du eintrittst durch die dunkle Pforte des Todes. Hier schwinden die

---

*) Joh. 17. 3.

Zweifel, welche Dein schwaches Herz bethören wollen, hier ist mehr denn alle irdische Weisheit, hier ist göttliche Verkündigung von dem Heil, welches widerfahren ist den armen Sterblichen durch Jesum Christum, den Auferstandenen! Du mußt glauben, wenn die frohe Botschaft erklingt von dem, der den Tod und seine Schrecken überwunden hat, wenn die Osterglocken ertönen, und die Chöre der Engel den Gesang erheben:

Christ ist erstanden,
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwandeln.
Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!

In kindlichem Glauben frei von den Banden menschlich ausgeklügelter Weisheit, mit demüthiger Ergebung in den heiligen Willen Gottes und mit der trostvollen Gewißheit über eine Wiedervereinigung mit den vorausgegangenen Lieben in einem ewigen, seligen Leben, — so wollen wir, liebe Freunde, wieder herantreten an die Gräber derer, welche einst uns angehört haben. Wir glauben, daß sie heimgegangen sind, festgegründet in der Wahrheit unseres heiligen Evangeliums, voll Zuversicht auf den, welcher sie erlöst hat von ihren Sünden und sie vereinigen wird mit dem Vater. Wir auch glauben an Jesum den Auferstandenen, der ihnen und uns dereinst helfen wird zu himmlischer Auferstehung.

Jesus lebt, mit ihm auch ich,
Tod, wo sind nun deine Schrecken!
Jesus lebt und wird auch mich
Von den Todten auferwecken! Amen.

XI.

Am 21. März 1874.

Die klösterliche Abgeschiedenheit und Stille, in welcher wir leben, ist nicht so groß, daß nicht auch an unsere Ohren und Gedanken schlügen die Wogen der Weltströmung, sie soll nicht so groß sein, daß wir unempfänglich wären für die Lehren, welche ein aufmerksamer Beobachter aus den Vorgängen und Bewegungen der Zeit zu entnehmen hat. Es ist nicht unmöglich, daß wir vom Schatten des Klosters aus zu streng urtheilen über die Dinge der Welt, möglich auch, daß wir mit unbefangenem und ungetrübtem Blick klarer und sicherer Vor- und Nachtheile gewisser Richtungen zu beurtheilen verstehen — jedenfalls aber liegt uns Lehrern die Pflicht ob, die Jugend zu mahnen und zu warnen vor den Fehlern der Zeit, sie hinzuweisen auf die ewige und untrügliche Wahrheit, insbesondere noch einmal die Jugend, welche sich anschickt aus unseren schützenden Mauern hinauszuziehen in die Welt.

Gewiß keine unwichtige, vielmehr eine gar beherzigenswerthe Lehre müssen wir entnehmen aus manchen erschütternden Vorfällen der jüngstvergangenen Zeit. Gewaltig um sich gegriffen hatte die Irrlehre: Nur der Reichthum gewährt Glück, nur das Glück gewährt den Reichthum. Zusammengestürzt ist der luftige Bau, der auf so losem Sande aufgeführt war; viele, viele haben den Irrthum schwer büßen müssen; aber werden die Menschen verständiger werden und künftig solche Irrthümer meiden? Die Geschichte lehrt uns,

daß diese Abwege immer wieder eingeschlagen werden, daß nur Einsicht und Bildung schützt gegen die Verführung falscher Propheten. — So stellen wir einen andern Satz auf als jenen und sagen: Der Werth des Menschen beruht am wenigsten in dem, was er hat, auch nicht in dem, was er ist nach Geburt oder Rang, sondern nur in dem, was er thut, oder richtiger: in dem Segen, mit welchem Gott seine Arbeit krönt, sie heilsam und nützlich macht für die Mitmenschen. Dort wohnt das Glück; glücklich ist der Mensch allein, welcher sagen kann: redlich habe ich nach bester Ueberzeugung und nach besten Kräften gearbeitet, und Gott hat mir Gnade verliehen, so daß ich Früchte gesehen habe von meinem Thun. — Diese Wahrheit möchte ich Euch, liebe Schüler, denen ich heute zum letzten Male als Lehrer gegenüberstehe, noch recht eindringlich an das Herz legen, auf daß Ihr sie auf Euren künftigen Wegen nie aus den Augen lasset.

So wollen wir in der Abschiedsstunde prüfen diese Lehre, die ich fasse in die Worte des sophokleischen König Oedipus:

ἄνδρα δ' ὠφελεῖν, ἀφ' ὧν
*ἔχοι τε καὶ δύναιτο, κάλλιστος πόνων.**)

d. h. Das ist die schönste aller Müh'n,
Wenn man den Menschen nützt mit Wissen und Versteh'n.

Das Erste ist demnach, daß wir uns ein Wissen und ein Können aneignen, das Zweite, daß wir mit demselben Nutzen schaffen, dann wird unserer Mühe der schönste Lohn zu Theil; zu dem ersten gehört unsere eigene Neigung, unser innerer Beruf, zu dem zweiten Gottes Segen.

Um zu einem Wissen und Können zu gelangen, ist vor Allem erforderlich Arbeit, treue, unablässige Arbeit. Ihr habt das Arbeiten hier gelernt, liebe Schüler, Ihr sollt es jetzt in anderer Weise auf ein bestimmtes Ziel gerichtet fortsetzen, darum haltet fest an der ersten Schülertugend, auch wenn Ihr

*) Soph. Oed. tyr. 314.

nicht mehr Schüler seid, am fleißigen Arbeiten! Diligentia omnibus in rebus plurimum valet. Haec praecipue colenda est nobis, haec semper adhibenda, haec nihil est quod non assequatur.*) Ich darf Euch hier das Zeugniß geben, daß Ihr fleißig gewesen seid, daß Ihr mit Anstrengung danach gerungen habt das Ziel zu erreichen, an welchem Ihr jetzt steht. Vergeßt aber auch nicht, daß Ihr es Euerm Fleiße zu danken habt, wenn Ihr heute nach ehrenvoll bestandener Prüfung aus der Schule scheidet; vergeßt nicht, daß sofort Euch neue Aufgaben gestellt sind, Euch neue Ziele winken, daß auch diese nicht zu erreichen sind außer durch dasselbe Mittel, durch Arbeit und Fleiß. Und wie es keinen Stillstand im Leben des Menschen geben, wie er sich nie beruhigen soll, wenn das Erstrebte gewonnen ist, ohne sich wieder auf den Weg zu machen zur Erlangung größerer und höherer Zwecke, so soll die Arbeit sein steter Begleiter sein, die zugleich der beste Trost ist für manche getäuschte Hoffnung, für den Verlust mancher anderen Begleiter. „Von all dem rauschenden Geleite", das den Jüngling umgibt beim Eintritt in die Welt, entfliehen die Einen treulos, die Andern gewähren nicht die erwartete Stütze, aber ausharren wird bei ihm die nie ermattende Arbeit, am besten geeignet, „der Seele Sturm zu beschwören".**)

Arbeit, edle Himmelsgabe,
Zu der Menschen Heil erkoren,
Nie bleibt ohne Trost und Labe,
Wer sich Deinem Dienst geschworen.
Dir entspringt des Weisen Labe,
Und Dich meiden nur die Thoren;
Ungestützt von Deinem Stabe,
Ach wie oft wär' ich verloren!
Laß mich, edle Himmelsgabe,
Treu Dir bleiben bis zum Grabe!***)

*) Cic. de Or. II. 35. 148.
**) Schiller, die Ideale.
***) Fr. Bodenstedt, aus dem Nachlasse Mirza Schaffy's. S. 74.

Zur rechten Arbeit gehört freilich somit Liebe zum Arbeiten, Liebe zu der Berufsarbeit. Wohl daher dem Menschen, welcher nicht geirrt hat in der Wahl seines Berufes, welcher den rechten, seinen besonderen Anlagen und Gaben entsprechenden Beruf ergriffen hat und festhält. Auch Ihr, liebe Schüler, wollt Euch nunmehr einem bestimmten Berufe widmen und habt ihn gewählt mehr auf eine dunkele Vorstellung hin, als daß Ihr schon im Stande wäret genau zu erwägen die Pflichten und die Last Eures künftigen Standes, Eure Fähigkeit und Lust zu demselben. Die Jugend malt leicht in rosigen Farben, und die spätere Wirklichkeit wird sich Euch in gar mancher Beziehung anders darstellen, als Euch jetzt Eure Gedanken sie zeigen. Anders als wir von der Zukunft träumten, gestaltet sich die rauhe Gegenwart, und Vieles, was uns schön und lieblich dünkte, wird eine harte, schwer empfundene Pflicht. Keinem fließt das Leben hin „ewig klar und spiegelrein und eben", Keinem wird es erspart, manche bittere Täuschung zu erfahren und sich fügen zu lernen in das Unerwartete und Unangenehme. Das sind unausbleibliche Prüfungen; und da heißt es: festhalten an dem erwählten Berufe, sich nicht trüben lassen die Liebe zu demselben, die Freudigkeit zur Arbeit; da heißt es: nicht mit scheelem Auge hinsehen auf den Beruf des Nächsten, von dem eignen nur die Schattenseiten, von dem fremden nur die Lichtseiten aufsuchen; da heißt es: kämpfen gegen Unzufriedenheit, Neid und Wankelmuth, sich vertiefen in die eignen Pflichten, sie mit immer frischer Liebe umfangen, von ihrer Erfüllung sich durch Nichts abschrecken lassen.

Cui placet alterius, sua nimirum est odio sors.*)
Freilich wer sich des Andern Beruf wünscht, hasset den eignen.

Und gehen wir zurück auf den tiefsten Grund solcher Unzufriedenheit, solcher Unlust zu dem eignen, solcher Neigung zu dem fremden Berufe, wahrlich es ist kaum ein anderer, als

*) Hor. ep. I. 14. 11.

die Trägheit; denn so gewiß es keine Art menschlicher Pflichterfüllung gibt ohne Verdruß, Aerger und Kummer, so gewiß muß es Jedermann's ernste Sorge sein, diesen zu überwinden und jene um so höher und heiliger zu halten. Wer nicht kämpfen und nicht ringen will gegen eigne Schwäche und selbstverschuldete Uebel, wer nicht gelernt hat, Bequemlichkeit und Schlaffheit zu bezwingen, der wird in keinem Berufe, welchen auch immer er sich gewählt haben mag, etwas Tüchtiges zu leisten vermögen. — Darum, meine lieben Freunde, bewahrt Euch Neigung und Liebe zu dem Stande, welchem Ihr Euch gewidmet habt, zu der Arbeit, die dieser mit sich bringt; gewinnt es über Euch, die Unannehmlichkeiten in den Hintergrund treten zu lassen, hervorzuheben immer und immer wieder, was Euch neue Kraft verleiht, Euch stärkt in dem freudigen Schaffen, in der unbeirrten Erfüllung Eurer Pflicht.

Dazu ist nöthig, daß Ihr lernt Euern Stand nach seinem wahren Werthe schätzen; denn grade hierin wird ja vielfach geirrt in der Welt, und fast immer ein falscher Maßstab angelegt. Wie man bei der Entscheidung für einen zu wählenden Beruf nicht immer als Hauptfrage betont: ist die Neigung und die erforderliche Fähigkeit dazu vorhanden? so fragt man bei der Werthschätzung meist nur danach: gewährt dieser Stand ein ausreichendes Einkommen, verschafft er Ehre und Achtung unter den Mitmenschen? Und doch sind diese Dinge nur nebensächlich, denn weder aus dem einen noch aus dem andern wird die allein beglückende, innere Befriedigung hervorgehen; diese wird nur gewonnen durch das Bewußtsein, ein thätiges und *nützliches* Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Und dies hängt nicht ab von dem größeren oder kleineren Umfange eines Wirkungskreises, auch nicht davon, ob man der Kirche, dem Staate oder einer Gemeinde dient, sondern wesentlich von der Art, wie man selbst sein Amt auffaßt, ausübt und für die Nächsten heilsam zu machen bestrebt ist. Es ist doch unzweifelhaft, daß zwei Männer ein und dasselbe oder

ein ganz ähnliches Amt, dabei aber ganz verschiedene Erfolge haben können, der Eine einen kaum nennenswerthen Nutzen stiftet, der Andre von Vielen in Nah und Fern als Helfer und Wohlthäter gepriesen wird. Diese Wirksamkeit also ist es, wonach der Werth des Mannes vor den Menschen zu beurtheilen ist, die Frage, ob er mit seinem Wissen und Können Hülfe gespendet und Segen verbreitet hat? Und das ist etwas, was der Mensch nicht selbst sich zu geben vermag. Fleißig sollst Du arbeiten, treu und gewissenhaft Deine Pflicht erfüllen, das ist Deine Sache, Gottes Sache aber ist es, ob Dein Werk auch mit Erfolg gekrönt wird, ob der Nutzen und Segen, den Du hoffst und erwartest, auch wirklich Deiner Mühe zu Theil wird:

Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß —
Doch der Segen kommt von oben.

Segnet Gott Deine Arbeit, erkennst Du Früchte Deines Wirkens, dann ist all Dein Mühen köstlich gewesen, dann trägst Du den schönsten Lohn davon: *ἄνδρα δ'ὠφελεῖν, ἀφ' ὧν ἔχοι τε καὶ δύναιτο, κάλλιστος πόνων.*

Haben wir so den Ausspruch des Dichters als einen tief und wahr gedachten erkannt, so möge noch mit ein paar Worten angedeutet werden, daß diese Anschauung dem ganzen Alterthum durchaus nicht so fremd ist, wie vielleicht auf den ersten Blick scheinen könnte. Es ist wahr, das Alterthum hatte nicht denselben Begriff von der Arbeit, wie wir heut zu Tage; es hielt gar manche Arbeit, die unsere Zeit zu den ehrenvollsten zählt, für unwürdig eines freien Mannes, für Sclavenarbeit. Aber einmal hat schon das Alterthum selbst große Verschiedenheit in dieser Beziehung zu Tage treten lassen, und dann ist doch auch unverkennbar, daß es die Arbeit als solche ebenso hochgeschätzt, wie Unthätigkeit und Trägheit verdammt und verurtheilt hat; daß es in der erfolgreichen Arbeit ebenso das höchste Glück gefunden hat, wie in dem vergeblichen Mühen

das schwerste Unglück. Das ist der Sinn, welchen das spätere Alterthum in die vielgedeutete Sage vom Sisyphos und von den Danaiden gelegt hat. Für die schweren Vergehen, die sie auf der Erde sich haben zu Schulden kommen lassen, ist ihnen in der Unterwelt die härteste Strafe auferlegt worden, unablässiges Arbeiten ohne allen Erfolg. Sisyphos muß einen schweren Felsblock den Berg hinaufwälzen, und wenn er es mit unsäglicher Anstrengung vollbracht hat, entrollt ihm wieder der tückische Stein und zwingt ihn, dieselbe mühselige Arbeit von vorn zu beginnen. Die Danaiden müssen unaufhörlich in durchlöcherte Gefäße Wasser schöpfen und so in jedem Augenblick die Frucht ihrer Arbeit zerrinnen sehen.

Dieser furchtbaren Strafe gegenüber steht der höchste Lohn in der segengekrönten Arbeit. Gearbeitet zu haben nach bestem Wissen und Können für das Wohl der Menschen und zu sehen an dem Erfolge, daß die Arbeit in der rechten Weise begonnen, fortgeführt und vollendet wurde, daß Gott sie gesegnet hat reichlich über Hoffen und Erwarten: ja, das ist die süßeste Mühe, unermeßlich köstliche Belohnung. Und ließe sich für diese Arbeit, diesen Segen ein deutlicheres, ein ergreifenderes Beispiel finden, als das, welches uns die Feier des heutigen Tages bietet, die Feier des Geburtstages unseres Königs und Herrn? Schaut hin, meine lieben Freunde, auf unsern Kaiser und König! Auch er ist ein Arbeiter, ein treuer und fleißiger Arbeiter; auch er hat einen schweren Beruf zu erfüllen, aber er hat ihn erkannt in seiner ganzen Größe und Bedeutung, er hat ihn umfaßt mit seinem starken und tapferen Herzen, unbeirrt durch manche hindernde Gegenströmung; unablässig ist er ihm nachgegangen nicht ohne manche bittere Erfahrung, — und Gott hat ihn gesegnet, hat ihm alle Mühe zu der süßesten gemacht durch den Nutzen, welchen das Vaterland gewonnen, durch Erfolge, wie die Weltgeschichte kaum je größere zu verzeichnen gehabt hat.

Es sind hauptsächlich drei Aufgaben, welche dem preußischen

Königshause zugefallen sind: Deutschland zu einen und an seine Spitze zu treten, dann zu zeitigen und zu pflücken die Früchte der Freiheitskriege — und die der Reformation. Nichts ist bewunderungswerther an unserm Könige Wilhelm als die Klarheit, mit welcher er diese seine Aufgabe erfaßt, die Festigkeit, mit welcher er sie verfolgt und unter Gottes gnädigem Beistande gelöst hat. — Wie sah es in Deutschland aus, als Wilhelm I. zur Regierung gelangte? Das große deutsche Vaterland in zwei große, viele kleine und kleinste Staaten getheilt und zerklüftet, ohne einheitliche Leitung, im Innern voll Hader und ohne Macht nach Außen, so daß ein kleiner Staat im Norden es wagen konnte wider alles Recht die deutsche Nordmark abzutrennen vom Leibe des Ganzen, sie zu entfremden deutscher Sprache und deutscher Sitte. Verbündet mit dem nur widerwillig folgenden Oesterreich setzte Preußen dieser Schmach ein Ende, Schleswig-Holstein wurde den Dänen entrissen und auf immer wiedervereint mit dem deutschen Mutterlande. Dann galt es, der Sehnsucht des Volkes nach der Einheit gerecht zu werden, die unselige Zweiheit ein für alle Mal zu beseitigen, das durch seine Hauptinteressen immer mehr nach Osten gedrängte, halb slavische Oesterreich von uns zu trennen und Preußen zu verschaffen die ihm gebührende Stelle der ersten und leitenden Macht Deutschland's. Es war ein schwerer Kampf, in welchen unser König zog; noch einmal wurde deutscher Boden getränkt mit Bruderblut, aber war ohne dies das hohe Ziel zu erreichen? Noch sind nicht alle dort geschlagenen Wunden vernarbt, aber immer siegreicher, immer unwiderstehlicher bricht sich überall die Anschauung Bahn: es mußte dieser Kampf gekämpft werden, und segensreich sind seine Erfolge. — Nun stand Deutschland da geeint, frei und groß: ein unerträglicher Gedanke für das Ausland, welches wohl wußte, wie mächtig das früher in seiner Zerrissenheit kraftlose deutsche Reich in seiner Einheit werden mußte; ein unerträglicher Gedanke insbesondere für die

Nation, welche sich die erste dünkte unter denen Europa's, welche wähnte berufen zu sein auf alle anderen bestimmend einzuwirken. Um eines nichtigen, völlig haltlosen Vorwandes willen wurde der Krieg begonnen, in welchem es sich entscheiden sollte, ob Deutschland's Einheit und Freiheit fest gegründet sei gegen französischen Uebermuth, der so oft sein grausames Spiel getrieben hatte mit der früheren Ohnmacht und Schutzlosigkeit unseres Volkes. Glänzend, über das kühnste Hoffen glänzend, war der Siegeszug der deutschen Heere, furchtbar die Niederlage und Demüthigung der großen Nation. In der Hauptstadt der französischen Könige wurde das deutsche Kaiserthum wieder errichtet, heimfielen die lange uns geraubten Provinzen der deutschen Südwestmark, deutsch blieb der Rhein, Ansehn und Furcht hatten sich die deutschen Waffen wieder erworben. So war eingebracht, was in den Freiheitskriegen versäumt war, was damals Neid und Uneinigkeit verhindert hatten. — Aber noch blieb eine andere Schuld zu tilgen, noch galt es die Ernte einzubringen von einer anderen größeren deutschen That, zu zeigen, daß der deutsche Kaiser nicht blos mächtig sei nach Innen und Außen, sondern auch fest stehe auf dem Felsen von Luther's Reformation. Wie war der Einfluß dieser gewaltigen That einst so mächtig gewesen in Deutschland zu einer Zeit, als selbst in Oesterreich nur noch ein Zehntel der Bewohner dem katholischen Glauben anhieng! Wie waren ihre Wirkungen zurückgedrängt und immer mehr verkleinert worden theils durch die Anstrengungen der Jesuiten, theils durch die Spaltung der Evangelischen, theils durch die Machtlosigkeit der Fürsten. Um einer ausländischen Krone willen war das sächsische Kurhaus wieder übergetreten zur alleinseligmachenden Kirche, Hessen's Macht war durch Erbvertheilung zersplittert, und die brandenburgischen Kurfürsten, die Erben der deutschen Ordensritter, dachten lange nicht daran, das Haupt der deutschen Reformation zu werden. Aber König Wilhelm hat auch diese Pflicht als die seine erkannt und un-

ermüdet von den schweren Kämpfen, die er bereits bestanden hat, ist er eingetreten auch in diesen unausbleiblichen Krieg; denn zwischen dem unfehlbaren Oberhaupt der katholischen Kirche und dem ketzerischen deutschen Kaiser ist Friede nur möglich durch feste Bestimmung einer Grenze, über welche hinaus hierarchischer Hochmuth sich nicht wagen darf. Wie schön und ergreifend hat unser Kaiser dieser seiner festen Ueberzeugung Ausdruck gegeben in seinem kürzlich veröffentlichten Briefe an die Protestanten England's. „Mir liegt die Führung meines Volkes in einem Kampfe ob, welchen schon früher deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glück gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat, und deren Sieg die Segnungen der Reformation, die Gewissensfreiheit und die Autorität des Gesetzes nicht blos in Deutschland in Frage stellen würde. Ich führe diesen mir aufgedrungenen Kampf in Erfüllung meiner Königlichen Pflichten und im festen Vertrauen auf Gottes siegbringenden Beistand, aber auch in dem Geiste der Achtung vor dem Glauben Anderer und der evangelischen Duldsamkeit, welche meine Vorfahren dem Rechte und der Verwaltung meiner Staaten aufgeprägt haben."

Wer ist unter uns, hochgeehrte Festversammlung, dem nicht das Herz bebt vor Freude ob dieser männlichen, königlichen, christlichen Sprache unseres Kaisers? Wer von uns ist nicht stolz auf unsern König und Herrn, der mit solcher Klarheit erkennt die ihm beschiedene Arbeit, der mit solcher Treue, mit so gewissenhafter Prüfung sich unterzieht der Erfüllung seiner Berufspflichten? Wer von uns wird nicht ergriffen im tiefsten Innern davon, daß unser König nur im festen Vertrauen auf Gott in den Kampf zieht, daß er für all sein Mühen und Ringen den Segen sich erfleht aus den Höhen des Himmels! So wolle denn Gottes Gnade, die sich an unserem Kaiser schon so mächtig erwiesen, die ihn mit Segen reich ge-

krönt, die unserm deutschen Volke in ihm geschickt hat den Wiederhersteller deutscher Macht und Einigkeit, den muthigen Vertheidiger evangelischer Freiheit, — Gottes Gnade wolle auch ferner sein mit unserm König und Herrn, Gott wolle ihm, der morgen in ein neues Lebensjahr tritt, noch ein langes Leben verleihen in Frische und Gesundheit des Körpers und des Geistes, zum Nutzen und Heile unseres gesammten deutschen Vaterlandes! Gott der Herr walte schützend und schirmend über Kaiser Wilhelm, Gott segne den König!

Ihr aber, liebe Schüler, die Ihr dereinst in den Dienst unseres Königs zu treten gedenkt, die Ihr nach dem Maße Eurer Kräfte und Stellung dereinst auch mitwirken wollt zum Wohle unseres Staates und Volkes, Ihr möget mitnehmen aus der Schule in die Welt das erhabene Beispiel unseres Königs und Herrn, die feste Ueberzeugung von der Wahrheit des Satzes, daß nur die Arbeit in dem uns beschiedenen Berufe und die treue Liebe zu demselben Befriedigung schafft, daß der von Gott unserer Arbeit gespendete Segen sie zu einer heilsamen und Nutzen bringenden machen kann und dadurch den köstlichen Lohn gewährt für all unser Streben und Ringen.

Ἄνδρα δ' ὠφελεῖν, ἀφ' ὧν
ἔχοι τε καὶ δύναιτο, κάλλιστος πόνων.

XII.

Am 2. September 1874.

Die große gewaltige Zeit, deren Andenken wir heute begehen, hochverehrte Festversammlung, hat noch keinen ihrer würdigen Dichter gefunden; zwar manches Lied, manches sinnreiche Gedicht ist hinausgesungen worden in die Welt, welches eingegeben war von Begeisterung über die Thaten unserer heldenmüthigen Krieger, — aber noch keins ist eingedrungen bis in die Tiefen des Volkslebens, noch keins hat kurze Zeit überdauert, noch keins ist auch nur annähernd Gemeingut geworden, denn noch keins hat den in der Brust eines Jeden lebenden Gefühlen ihren vollen Ausdruck zu geben gewußt. Kein Schenkendorf, kein Arndt, kein Körner ist erstanden, um mit den Tönen seiner Leyer die Thaten dieser Schwerter zu besingen. Freilich ist es schwer, großen welterschütternden Ereignissen gerecht zu werden und mächtigen Empfindungen die rechten Worte zu verleihen mit dem Liede, das nur zu Kleinerem geschaffen scheint. Daran mahnt so oft der römische Sänger Horaz und doch hat gerade er, welcher es immer ablehnt seine Leyer zu stimmen zum Preise des Kriegs und der Schlachten, zum Lobe der Siegesthaten seines Fürsten, es oft genug verstanden, in kurzen treffenden lyrischen Ergüssen epische Breite zu überbieten und zu überstrahlen. Daher ist auch eingetroffen in viel größerer Ausdehnung, als er selbst vorausgeahnt hat, sein unsterblicher Nachruhm,*) und ohne alle Ueber=

*) C. II. 20; III. 30. ep. I. 20.

treibung können wir sagen: Horaz ist der verbreitetste und gelesenste lyrische Dichter aller Nationen. Noch heute erfreut sich und immer wird sich erfreuen die studierende Jugend aller gebildeten Völker an seinen Gedichten, wie sie theils mahnen zu einem fröhlichen und mäßigen Lebensgenuß, theils Fehler der Zeit mit scharfem Spott geißeln und sinnige Sprüche menschlicher Klugheit enthalten, theils mit ganzem und heiligem Ernste auffordern, das Vaterland zu lieben, sich in seinen Dienst zu stellen und zu demselben tüchtig zu machen.

Es ist deshalb vielleicht nicht zu kühn, hochverehrte Festversammlung, wenn ich an unserem heutigen patriotischen Feste ein kleines Gedicht des venusinischen Dichters zur Grundlage unserer Betrachtung wähle, ein Gedicht, welches, so unscheinbar es ist, uns doch einen tiefen Blick thun läßt in den Sinn des Dichters und geeignet erscheint auch in uns heute eine Fülle von Gedanken zu erwecken. Ich meine die 34. Ode des 1. Buchs, die ich Ihnen zunächst in der Uebersetzung Lessing's gebe, in einer, wie dieser selbst sagt, so viel als möglich poetischen Prosa:*) „In unsinnige Weisheit vertieft, irrt' ich umher, ein karger, saumseliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun spann' ich, den verlass'nen Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück." — „Denn sonst nur gewohnt, die Wolken mit blendenden Blitzen zu trennen, trieb der Vater der Tage durch den heitern Himmel die donnernden Pferde und die beflügelten Wagen." — „Auf ihm erschüttert er die sinnlose Erde und die schweifenden Ströme, auf ihm den Styx und die nie gesehenen Wohnungen im schrecklichen Tänarus und die Wurzeln des Atlas." — „Gott ist es, der das Tiefste in's Höchste zu verwandeln vermag, der den Stolzen erniedrigt und das, was im Dunkeln ist, hervorzieht. Hier riß mit scharfem Geräusche das räuberische Glück die Krone hinweg, und dort gefällt es ihm sie aufzusetzen." —

*) Bd. 4. S. 218.

Wir wollen hier nicht untersuchen, wann dieses Gedicht abgefaßt sein, auf welches politische Ereigniß in der letzten Strophe Bezug genommen sein mag; für uns möge es genügen, folgenden Gedankengang festzustellen: Von trügerischer Philosophie geblendet, habe ich lange Zeit es versäumt die Götter nach Gebühr zu ehren; aber durch eine ungewöhnliche Naturerscheinung bin ich gezwungen zu dem kindlichen Glauben meiner Jugend zurückzukehren und habe die feste Ueberzeugung gewonnen, daß es neben und außer den natürlichen Ursachen der Dinge ein göttliches Walten gibt, das die höchste Macht ausübt in der Welt. — Durch Vergleichung von zwei anderen Stellen*) unseres Dichters läßt sich wahrscheinlich machen, daß sich in der That eine solche Umwandlung in seinem Glauben vollzogen hat. Während er in der einen**) sich als den Anhänger der Lehre Epikur's bekennt, wonach die Götter sich nicht kümmern um das Geschick der Menschen, weist er in der andern***) mit aller Entschiedenheit darauf hin, daß Anfang und Ende in den Göttern beruhe, daß keine weltliche Macht von Dauer sein könne, die sich nicht stütze auf diesen ersten und festesten Urgrund, auf die Unterwerfung unter den göttlichen Willen. Es scheint sogar, daß diese Sinnesänderung des Horaz in Bezug auf seinen Glauben an die Macht der Götter im Zusammenhang steht mit der politischen Aenderung, durch welche er sich aus einem Anhänger der Republik umbildete zu einem überzeugungstreuen Verehrer der monarchischen Staatsform; daß die Vorstellung von einem das Weltall beherrschenden und regierenden Gott sich anlehnte an das Bild des nunmehr das römische Reich allein verwaltenden Fürsten.†) So ist es möglich, daß Horaz, da er in der letzten Strophe

*) Fr. Ueberweg: C. H. I. 34 quonam tempore sit compositum in Schneidewin's Philologus. Bd. VI. 1851. S. 320.

**) Sat. I. 5. 101.

***) C. III. 6. 5—8.

†) C. I. 12.

unseres Gedichtes ganz allgemein spricht, gedacht hat an die Besiegung des Antonius und die daraus erfolgende Alleinherrschaft des Octavianus, wenn er auch zunächst im Auge gehabt haben mag das der Zeit nach näher liegende Ereigniß im Partherreiche, wo Phraates, der Sprößling des alten Königsgeschlechtes, vom Throne gestoßen wurde und einem Emporkömmling, dem Tiridates, weichen mußte. Auch das mag unentschieden bleiben, ob es eine poetische Einkleidung unseres Dichters ist, wonach er seine Sinnesänderung beeinflußt werden läßt durch einen Blitzschlag aus heiterem Himmel, oder ein wirkliches Erlebniß; ebenso unterlasse ich es näher auszuführen, wie uns ganz ähnliche Ereignisse aus dem Leben des Apostel Paulus und des Reformator Luther berichtet sind; — ich begnüge mich damit aus dem horazischen Liede die beiden Grundgedanken hervorzuheben: S i c h t b a r i s t G o t t e s W a l t e n w i e i n d e r N a t u r, s o i n d e r G e s c h i c h t e; d e s h a l b i s t w a h r e G o t t e s f u r c h t d i e a l l e i n i g e G r u n d l a g e f ü r d a s G l ü c k d e r M e n s c h e n u n d S t a a t e n.

Dem Menschen ist es gelungen tief einzudringen mit seinem Verstande in die bewegenden Kräfte der Natur, dieselben sich nutzbar und dienstbar zu machen. Aus dieser Herrschaft aber, die er sich angeeignet hat, ist eine traurige Ueberhebung hervorgegangen, eine unsinnige Weisheit, die sich um so mehr von Gott entfernt, je klarer ihr Einblick geworden zu sein scheint in Ursache und Wirkung bei den äußeren Erscheinungen. Und doch sind unverkennbare Schranken gezogen für den schwachen menschlichen Geist; doch gibt es viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen der Verstand der Verständigen nichts versteht, die auch der Scharfsinnigste nicht zu erklären vermag, die auch für den blödesten Sinn bezeugen: nicht die Natur selbst ist das Schaffende, Erzeugende; sondern über ihr als dem Geschaffenen waltet der Geist Gottes, welcher Alles werden und wachsen läßt, welcher Alles lenkt und regiert. Um so mehr halten wir uns an Rückert's schönes Wort:

Auch die Natur ist Gottes Buch,
Doch ohne Gottes Offenbarung
Mißlingt der Leseversuch,
Den anstellt menschliche Erfahrung.

Wir hegen ferner die fest gegründete Ueberzeugung, daß Gott wie in der Natur so auch waltet in der Geschichte der Menschen und Völker. Wenn wir uns auch bescheiden müssen, nicht eindringen zu können in seine Gedanken und Absichten, so wissen wir doch, daß nichts, gar nichts geschieht ohne seinen heiligen Willen. Aber wie oft gedenken wir dessen nicht, wie oft vergessen wir es, daß Gott der Herr ist über Alles im Himmel und auf Erden, — bis dann ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel alles menschliche Grübeln vernichtet und uns das gerechte Scepter des Allmächtigen wieder in greifbare Erinnerung bringt.

Lassen Sie uns, meine Freunde, zurückgehen mit unsern Gedanken in jene Zeiten, die wir erlebt haben, mit ihren erhebenden Eindrücken, mit dem die Brust schwellenden Siegesgefühl — und dem bittern Schmerze um viele, viele theure Opfer, die gebracht werden mußten. — Mitten in den Juli, mitten in die für so Viele zur Ruhe und Erholung bestimmte Zeit fiel plötzlich die Nachricht von der Kriegserklärung Frankreichs gegen unsern König. War es auch dem tiefer Blickenden schon seit lange kein Zweifel gewesen, daß Frankreich den Versuch machen würde die Neugestaltung Deutschlands wieder umzustoßen, daß ohne einen Kampf gegen den Erbfeind unser Vaterland nicht zu Einheit und Freiheit emporwachsen würde; — daß jetzt schon auf eine so künstlich gesuchte Ursache hin der Krieg in vollen Flammen ausbrach, das war doch uns Allen überraschend. Fast betäubend war der Umschlag aus dem eben noch so ruhigen Gleichmaß der Tage in das schreckliche Gewühl eines unabsehbaren Völkerkriegs.

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.*)

Da standen dem deutschen Volke in allen seinen Theilen schwere Anstrengungen und Sorgen bevor. Und war es auch ein begeisterndes Bewußtsein, daß jetzt zum ersten Mal seit langer, langer Zeit die Rechnung des Feindes auf Deutschland's Uneinigkeit und Zersplitterung ein Fehler gewesen war, daß einmüthig, wie nie zuvor, das ganze Volk sich erhob wie ein Mann, — dennoch bangte manches Herz vor den unausbleiblichen Folgen des wilden Schlachtgetümmels. Eine unheimliche Stille entstand, die Heeresmassen bewegten sich der Grenze zu; welches der beiden Länder wird der Schauplatz werden des Kampfes und dadurch unzweifelhaft die grausigsten Schrecken zu tragen haben? Wir waren gefaßt darauf, daß dies kaum unsern rheinischen Brüdern würde erspart werden können, daß die gesegneten Fluren der Pfalz, schon so oft heimgesucht von den Greueln französischer Kriegsführung, auch jetzt würden bluten müssen. Am 2. August wurde eine deutsche Stadt von den Truppen des Kaiser Napoleon besetzt; unsere bange Sorge schien in Erfüllung gehen zu sollen. — Aber es war nur ein schwacher Vorstoß, dem sofort eine scharfe, schlagende Antwort gegeben wurde. Unaufhaltsam überschritten unsere meisterhaft geordneten und aufgestellten Truppen die Grenze, und bald scheuchten sie die Feinde durch die Siege bei Weißenburg, Spichern und Wörth weit hinweg in ihr eigenes Land. Welche Leiden uns erspart waren durch diese Erfolge, das sollte uns klar werden bei dem Anblick der ersten civilisirten Gefangenen aus den Heeren der großen Nation! — Wie würden diese Turcos und Zuaven gehaust haben als Sieger

*) Schiller, Braut v. Messina. Bd. 5. S. 482.

in unserer deutschen Heimath! — Dann kam das furchtbare Ringen in den Königsschlachten um Metz am 14., 16. und 18. August, welche endigten mit der Einschließung und Absperrung der stärksten Armee Frankreich's; unmittelbar darauf der Flankenmarsch nach Norden, die völlige Niederlage und Umzingelung der letzten Feldarmee bei Beaumont und Sedan am 30. August und 1. September. Und am 2. September, einen Monat nach jenem Einbruch auf deutsches Gebiet, überreichte der Kaiser der Franzosen seinen Degen dem König von Preußen, streckten 80,000 Krieger die Waffen und wanderten in die Gefangenschaft, lag besiegt und zerschlagen das kaiserliche Frankreich zu den Füßen der deutschen Helden. „Hier riß mit scharfem Geräusche das räuberische Glück eine Krone hinweg, dort gefiel es ihm eine neue aufzusetzen"; oder um die Worte des frommen deutschen Kirchenlieds zu gebrauchen:

Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.*)

Freilich war lange schon vorbereitet, was hier geschah, lange schon gefürchtet, lange schon ersehnt worden; aber keines Menschen Seele hatte ahnen können, daß es so furchtbar, so herrlich sich erfüllen würde. Der Thron des dritten Napoleon war schon lange morsch und drohte zu zerbröckeln; er war ja nicht aufgebaut auf sittlicher und rechtlicher Grundlage; die Stützen, welche ihn noch aufrecht erhalten hatten, gloire und préstige, hatten schon lange gewankt; nun waren sie dahingesunken, und unaufhaltsam stürzte ihnen das Kaiserreich nach in den Abgrund. — Ebenso war lange schon erstrebt, vor wenigen Jahren dem Ziele ganz nahe gerückt und jetzt die sichere Folge der heldenmüthigen Kämpfe: Die Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs. Seitdem der König von Preußen an der Spitze des norddeutschen Bundes stand, seit ihm durch die Verträge vom 13., 17. und 22. August 1866

*) G. Neumark. „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

auch die Oberanführung aller Deutschen im Kriegsfalle gesichert war, handelte es sich nur noch darum den günstigen Moment zu finden, um das zu proclamieren, was ohne den Namen, aber doch thatsächlich schon bestand, was seit einem halben Jahrhundert die sehnsüchtige Hoffnung war aller ihr Vaterland liebenden Deutschen. — Noch mußten freilich Straßburg, Metz und Paris erobert, noch mußte mit den neu erstandenen Heeren der Republik mancher harte Strauß durchfochten werden, ehe am 18. Januar 1871 zu Versailles König Wilhelm als deutscher Kaiser konnte ausgerufen werden, ehe am 27. Januar der Waffenstillstand, und am 10. Mai der Friedensabschluß erfolgte; — aber unzweifelhaft ist doch, daß mit dem Tage von Sedan die beiden bedeutendsten Erfolge des ganzen Krieges bereits feststanden: in König Wilhelm dem deutschen Volke seinen neuen Kaiser zu geben und dem neuen Reiche auch seine seit lange verlorenen Kinder, Elsaß und Lothringen, wieder zuzuführen. Wer wollte in Abrede stellen, daß es anders hätte kommen können, — aber der Sieger von Sedan ist Sieger geblieben und hat dem völlig bezwungenen Frankreich den Frieden dictiert. Deshalb ist der 2. September der Höhepunkt des Kriegs, deshalb der geeignetste Erinnerungstag an jene gewaltige Zeit, deshalb sagen wir von ihm:

hinc apicem rapax
fortuna cum stridore acuto
sustulit, hic posuisse gaudet;

er nahm dem Gefangenen von Wilhelmshöhe die französische Kaiserkrone, er gab die deutsche Kaiserkrone an Wilhelm den Siegreichen.

Auch dieser Tag hatte ja viele schwere Opfer verlangt; auch dieser Tag versetzte manche Familie in tiefe Trauer, brachte manchem Herzen bitteren und für dieses Leben unersetzlichen Verlust; aber, so herbe sie auch waren, seit diesem Tage wußte man: nicht umsonst ist das Blut unserer Theuern geflossen, sie haben mit ihrem Tode die Größe und Macht des

Vaterlandes wieder errungen, sie haben die Selbständigkeit und Einheit Deutschlands gewonnen und für immer befestigt. Das war ein großer Trost auch für den größten Schmerz, und aus demselben Grunde war auch — ich glaube nicht zu irren in dieser Annahme — bei keiner der Siegesnachrichten Freude und Jubel so groß, als an dem unvergeßlichen 3. September 1870. Die Botschaften von den gewaltigen Kämpfen im August mit ihren ersten, durchgreifenden Erfolgen wurden doch überboten durch die überwältigende Kunde von den Ereignissen am 1. und 2. September; — zu gleichem, alle Nebeninteressen überfluthendem Siegesjubel und Dankgefühl hat auch keine der folgenden, oft gleich wichtigen und entscheidungsvollen Meldungen das ganze Volk zu erheben vermocht. Deshalb bricht sich immer mehr Bahn die Ueberzeugung, daß der 2. September der passendste Gedenktag ist für das deutsche Volk zur Erinnerung an die große Zeit von 1870 und 1871.

Wird aber dieser Erinnerungs- und Denktag überall in der rechten Weise gefeiert? — Mich will es bedünken, als könnten wir in dieser Beziehung noch lernen von unserm römischen Sänger Horaz! — Horaz ist aufgerüttelt worden aus der süßen Gewohnheit des täglichen Lebens, des frohen Genusses; ein ungewöhnliches Naturereigniß hat ihn überzeugt, daß nichtig sind die menschlichen Erklärungsversuche selbst der natürlichen Dinge, daß ein höheres, übermenschliches, göttliches Wesen herrscht über Erde, Wasser, Luft; — bei weiterem Nachdenken hat er ferner gefunden, daß noch deutlicher als hierin in den Geschicken der Menschen und Völker sich kundgibt diese Alles regierende Macht, der gegenüber der Mensch selbst ein Nichts ist mit all seinen Plänen und Gedanken, daß ein Gott die Stolzen erniedrigt und in helles Licht setzt, was zuvor nur dunkel war. Da bekennt der heidnische Dichter: ich bin ein karger und saumseliger Verehrer der Götter; in unsinnige Weisheit vertieft wandle ich auf Irrwegen; da beschließt der heidnische Dichter: ich will umkehren, die betretene

Bahn verlassen und mich zurückwenden zum Glauben meiner Kindheit und zur Verehrung der waltenden Götter! — O daß doch unser ganzes deutsches Volk die gleiche Erkenntniß, den gleichen Entschluß fassen wollte, o daß doch heute und immer wieder vor Allem der Ruf erschallte: Der Herr hat Großes an uns gethan! Lobe den Herrn meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen! — Das ist das erste und höchste Gefühl, welches die Erinnerung an jene gewaltige Zeit in uns wieder erwecken soll, daß wir Gott unsern Dank darbringen dafür, daß er den Boden unserer Heimath bewahrt hat vor dem Eindringen der Feinde, daß er unserm Volke Einheit und Liebe zu dem gemeinsamen Vaterland gegeben, daß er unserm Könige Macht und Ehre geschenkt hat. Darum, meine lieben Freunde, nicht eher wird der 2. September, dieser Erinnerungstag an den großen Krieg und unsere Siege, in der rechten Weise gefeiert werden, als bis sich allüberall in deutschen Landen die Kirchen öffnen, bis keine Gemeinde mehr saumselig ist, den gebührenden Dank Gott darzubringen, welcher Alles so herrlich hinausgeführt. Dann wird der Festtag die rechte Weihe erhalten; er soll doch nicht blos der Lust und Freude gewidmet sein, er soll auch nicht blos ein Gedenktag sein und uns mahnen, an's Vaterland uns immer treu zu halten, ihm zu leben, ihm zu sterben; — er soll vor Allem ein Denktag sein, daß wir uns stets üben Gott die Ehre zu geben, Alle die wir Christi Namen nennen, die wir Gottes Macht bekennen. Und wahrlich bei Betrachtungen, wie sie der heutige Tage bietet, kann auch ein verhärtetes Gemüthe, auch ein verstocktes Herz sich öffnen der göttlichen Gnade, kann entsagen bisher gepflegter unsinniger Weisheit, zurückkehren zu dem Glauben an den persönlichen, lebendigen Gott, der Alles also wohl bedacht, und dann auch theilhaftig werden der doch noch unvergleichlich höheren, himmlischen Güter, die Gott verheißen hat denen, die ihn darum bitten im Namen seines Sohnes, unseres Heilandes Jesu Christi. —

In einer Zeit, wo man es wagt gegen die Regierung Sr. Majestät unseres Königs den ungerechten Vorwurf zu erheben, daß sie darauf ausgehe, Religion und Glauben zu unterdrücken, da wollen wir uns nicht erschüttern lassen in der festen Ueberzeugung, daß es unserm königlichen Herrn und seinen Räthen ein heiliger Ernst ist, wahre Gottesfurcht zu pflegen und zu schützen, da ist es doppelt Pflicht für Jeden, der zu Kaiser und Reich hält, deutlich zu zeigen, daß damit unzertrennlich verbunden ist und bleiben soll die Liebe zu Gott, unserm himmlischen Vater. Doch wir wollen heute nicht kämpfen und noch weniger richten; aber bekennen müssen wir: es ist des Götzendienstes, der unsinnigen Weisheit noch gar Viel in unserem Volke, in uns Allen. Die Einen vergessen, daß man nicht zwei Herrn dienen kann, nicht Gott und dem Mammon, die Andern wollen die von Gott eingesetzte Verschiedenheit der Stände nicht anerkennen, wollen Alles gleich machen, weil Alle zum Genuß gleiche Berechtigung hätten; Andere erheben menschliche Satzungen über die göttlichen und versäumen im Kampfe für unfehlbare Irrlehren der ewigen Wahrheit zu dienen; — und Alle sind unterworfen menschlicher Schwäche, sind eifrig in nichtigen und thörichten Bestrebungen, aber säumig in dem Einen, was Noth thut. O daß doch Alle zurückkehren wollten auf den rechten Weg kindlicher Gottesfurcht, kindlichen Gottvertrauens! Dazu möge uns der heutige Tag ermahnen! Seht hin! Gott der Herr ist sichtlich mit uns gewesen, er hat den Hochmuth unserer Feinde gebrochen und in Erfüllung gehen lassen die tiefe Sehnsucht unseres Volkes; darum sollen wir ihm dienen in Ernst und Treue, daß er seine starke Hand nicht von uns zieht; das ist zugleich die beste, die sicher helfende Rüstung gegen künftig drohende Gefahren. — So entsaget der Verblendung menschlicher Weisheit, beuget Eure Kniee vor Gott dem Allmächtigen, zeigt Treue in dem Stande, zu welchem Ihr berufen seid, Treue in der Liebe zum deutschen Vaterland, zu Kaiser und

Reich, Treue in der Liebe zu Gott und seinen heiligen Geboten! — Daß wir auf diese Weise verfahren ganz nach dem Sinne des Siegers von Sedan, dafür bürgen uns die ewig denkwürdigen Worte, mit denen unser König und Herr die Ereignisse des 2. September verkündigte:

Welch eine Wendung durch Gottes Führung!

In diesem Sinne begehen wir die Feier des Sedantages, in diesem Sinne schließen wir unsere heutige Feier mit dem Lobliede:

Nun danket Alle Gott!

XIII.

Am 16. September 1874.

Ihr steht am Ziele, liebe Schüler, und die Stunde des Abschieds hat geschlagen. So macht auch Ihr heute die Erfahrung, die dem Menschen so häufig entgegentritt, daß es keine ungemischte Freude für uns gibt, daß in jede, auch die edle und berechtigte Lust sich mengt ein Tropfen Wermuth. Ihr habt es erreicht, wonach Ihr gerungen mit Aufbietung all' Eurer Kraft, Ihr sollt heute das ersehnte Zeugniß der Reife empfangen, das Euch losspricht von der Schulbank und Euch die Berechtigung gibt zu höheren und selbständigen Studien, — aber die Freude darüber wird in etwas getrübt durch die Bitterkeit des Scheidens von treuen, lieb gewordenen Freunden, von einer Anstalt, der Ihr, wie Euch grade jetzt recht klar wird, so viel zu danken habt. Es kann fast widersinnig klingen, und doch ist dem so: wir Lehrer sehen es gern, wenn es denen leid ist, die von uns fortgehen müssen; denn wir sehen darin ein Zeichen von Anhänglichkeit und Liebe, die der schönste Lohn ist für unsre Mühe, die wir mit Stolz als eine berechtigte Eigenthümlichkeit unseres Klosters betrachten und auf alle Weise zu schützen und zu pflegen bemüht sind. So hoffen wir auch von Euch, daß Ihr dieser altehrwürdigen Stätte Eurer Jugendbildung ein treues Andenken in der Ferne bewahren werdet, wie Ihr heute scheidet mit dem Gefühle warmen Dankes für das Gute, das Euch hier zu Theil geworden ist, mit der Ueberzeugung, daß immer nur das Beste,

was Geschichte, Litteratur und Wissenschaft bietet, von Euern Lehrern Euch überliefert ist. Und wenn ich nunmehr im Namen des Collegiums Euch entlasse aus unserer Anstalt, wenn ich zum letzten Male Unterweisung und Mahnung an Euch richte, so wähle ich der Sitte folgend einen Spruch, welcher mit Recht für eine Perle gilt unter den Schätzen des klassischen Alterthums.

Wir haben uns in der letzten Zeit beschäftigt mit dem größten Redner aller Zeiten und Völker, mit dem Manne, dessen Verdienst nicht dadurch geschmälert werden konnte, daß seine Bestrebungen nicht von günstigem Erfolge begleitet waren, dessen edle Persönlichkeit in um so hellerem Lichte steht, je tiefer der Schatten ist, welcher auf sein dem Untergang geweihtes Volk fällt. Wir bewundern an Demosthenes neben der Ausdauer und Thatkraft, mit welcher er die ihm im Wege stehenden Hindernisse überwand und sich zum Redner ausbildete, insbesondere die unbeirrte und unablässige Bemühung, sein Volk zu schützen gegen List und Gewalt des Makedoner-Königs, der Griechen Freiheit und Selbständigkeit zu retten und zu bewahren. Es war, wie er selbst sagt, Gottes Wille, daß die Geschicke anders sich erfüllten, daß die Ereignisse mächtiger waren als sein redliches, treugemeintes Wollen; aber nicht ihm fällt die Schuld zu, daß unerreicht blieb all sein eifriges Streben, daß ihm nichts übrig gelassen war, als durch seine reine und hohe Gestalt den Untergang der griechischen Freiheit in ein helles und schönes Licht zu setzen. Mit um so größerem Mitgefühl verfolgen wir daher die Laufbahn des großen Redners, und um so bedeutungsvoller klingt aus seinem Munde die schöne, schon im Alterthum viel gepriesene Lehre, die ich Euch, liebe Schüler, als Abschiedsgruß zurufe, daß Ihr sie von hier mit fortnehmt als eine beherzigenswerthe Mahnung, immer zu trachten nach dem, was schön, wahr, edel und gut ist: *πέρας μὲν γάρ ἅπασιν ἀνθρώποις ἐστὶ τοῦ βίου θάνατος, κἂν ἐν οἰκίσκῳ τις αὐτὸν*

*καθείρξας τηρῇ· δεῖ δὲ τοὺς ἀγαθοὺς ἄνδρας ἐγχειρεῖν μὲν ἅπασιν ἀεὶ τοῖς καλοῖς, τὴν ἀγαθὴν προβαλλομένους ἐλπίδα, φέρειν δ' ὅτι ἂν ὁ θεὸς διδῷ γενναίως.**)

Das sichere Ziel vom Leben des Menschen ist der Tod, mag dieser nun in eifriger Thätigkeit für seiner Mitmenschen Wohl es verbracht haben oder nur dem Genusse und dem Selbstinteresse ergeben gewesen sein. Mag er draußen auf dem Markte des Lebens im Schweiße seines Angesichts geschafft und gearbeitet, oder wie eine Schnecke sich in sein Haus verkrochen haben unbekümmert um alles Andere: — das einzig Gewisse im Leben ist doch nur das Ende; — ob der Arbeit ein Lohn entspricht, ob Unthätigkeit Befriedigung gewährt, das Alles wissen wir nicht, nur das Eine, daß nachher der Tod kommt, die Auflösung in das Nichts. Also warum sollen wir uns abmühen, sorgen und quälen, laßt uns leben, das Leben genießen heute, morgen, so lange es gestattet ist!

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stet.
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!**)

Das ist freilich eine gar traurige Lebensweisheit, die aber nicht blos vertreten ist in der heidnischen Anschauung des Alterthums, die auch heute in unsern Tagen, so unglaublich es klingt, bewußt oder unbewußt, für viele armselige Menschen die Richtschnur abgibt. Ja armselige Menschen, denn sie haben gehört, was viele Propheten und Könige gern gehört hätten, aber nicht gehört haben, sie haben gehört, daß Christ ist erstanden und den Fluch der Sünde und des Todes gebrochen

*) Dem. de cor. §. 97.
**) Schiller, das Siegesfest. Schluß.

hat für die Menschheit, daß der Tod nur ist der Eingang in das ewige Leben, wo ein gerechter Richter scheiden wird Gute und Böse, wo Jeder den Lohn empfangen wird für seine Thaten. Dies haben sie gehört und dennoch denken sie gleich den Aermsten unter den Heiden, die das Leben für der Güter höchstes hielten, nichts Besseres zu thun wußten, als dies zu schmücken mit Lust und Freude, die vor nichts zurückbebten als vor dem Tode, dem Ende der Dinge. Die edleren Männer des Alterthums, und es sind ihrer nicht wenige, haben doch bessere Gedanken gehabt, obgleich auch für sie der Tod der Abschluß war. Schon der homerische Achill zog ein ruhmvolles kurzes Leben dem langen ruhmlosen vor, und viele Andere nach ihm wollten lieber ehrenvoll sterben als schimpflich leben. Und war ihr Motiv ein selbstisches, handelten sie nur um des eignen Namens und Nachruhms willen, so erhoben Andre sich höher und verlangten, der Mensch solle immer das Gute thun um des Guten willen, aus Liebe zum Guten. So sagt auch Demosthenes: zwar ist der Tod das Ziel des Lebens, aber die guten Männer sollen immer und überall nur das Gute und Schöne thun.

Der Anfang dazu aber ist: das Schlechte und Böse meiden, in welcher Form es sich auch zeigen mag; und dieser Anfang darf nicht leicht genommen werden. Nehmt ihn schwer, liebe Schüler! Ihr tretet jetzt hinaus in die Welt noch unerfahren, unbeschützt, auf die eigne Prüfung angewiesen. Laßt Euch diese Prüfung recht angelegen sein, geht recht mit Euch zu Rathe, prüfet recht und das Gute behaltet! Seid namentlich vorsichtig in der Wahl Eures Umgangs; Ihr braucht nicht mißtrauisch zu sein, aber Ihr sollt auch nicht leichtgläubig sein, Ihr sollt Euch bewußt bleiben der eignen Verantwortung, der Pflicht zu prüfen und zu meiden was Unrecht ist und verstößt gegen Sitte und Ehre! *τὰς κακῶν ξυνουσίας φεῦγε ἀμεταστρεπτί,**)

*) Plato de leg. IX. 1. 854.

meidet schlechten Umgang unverwandten Auges; auch nicht mit einem Blick wendet Euch wieder um nach dem, was Ihr als schlecht erkannt habt, daß nicht die Versuchung doch noch Macht über Euch gewinnen kann. Dagegen hilft kein sich abfinden wollen, kein sich allmählich frei machen; da heißt es abbrechen, abschneiden rücksichtslos, wenn kein Raum gegeben werden soll der krebsartigen Verbreitung des Bösen. Habt Ihr so Euch tapfer und mannhaft gezeigt im Kampf gegen alles Schlechte, so wendet immer voll und ganz Eure Augen auf Alles, was wahr, edel, schön und erhaben ist; daran weidet Euch mit Herz und Sinn, daran stärket Euch um selbst Gutes schaffen zu können. Leget Hand an Alles was ehrenvoll ist für Euch in allen Euern Verhältnissen, in Eurem künftigen Berufe, für Eure Mitmenschen, für unser theures Vaterland.

Gleich von Anfang an zeiget, liebe Schüler, daß wir berechtigt gewesen sind Euch das Zeugniß der Reife zuzuerkennen, dadurch, daß Ihr nun auch ohne Zwangsmittel und ohne Strafe Euch frei erhaltet von böser Lust, daß Ihr das Gute wollt um seines eignen Wesens willen, nicht aus Rücksicht auf ein zu erwartendes Lob.*) Das ist die Gesinnung, welche die Dichter den Menschen des goldenen Zeitalters zuschreiben; — und wenn auch eine solche Zeit nie wirklich geblüht hat, wenn sie auch nie auf Erden blühen wird, so darf dies doch nicht als eine Entschuldigung gebraucht werden, als ob mehr verlangt würde, als Menschen zu leisten vermögen, am wenigsten von denen, welche berufen sind Andern voranzugehen durch ihr Beispiel in guter Sitte. Diese müssen vielmehr um so fester sich halten an diese Vorschrift nur nach dem Guten zu streben, indem sie, wie unser Redner sagt, eine gute Zuversicht zum Schild vorhalten gegen alle Gefahren und Hindernisse.

---

*) Tac. Ann. III. 26.

Das Bewußtsein recht zu streben, nach schönem Ziel zu eilen gibt dem Menschen solche Kraft, jedenfalls weit eher, als wenn der Ehrgeiz der treibende Beweggrund zu seinem Handeln ist. Es ist ein gar großer Unterschied, ob Du in Deinem Berufe Dich leiten lässest von dem Wunsche nach Lob und Ehre oder von dem Streben nach dem Guten; nur in dem letzteren wird Dir immer zur Seite stehen können die sichere Hoffnung; nur dann wirst Du nie den frohen Muth verlieren, durch kein Mißlingen Dich abschrecken lassen, immer wieder von Neuem den Lauf beginnen, um an das schöne Ziel zu gelangen. Aber freilich hierbei müssen wir zur Einsicht kommen, wie unendlich überlegen wir Christen sind selbst den edelsten Heiden. Der wackere Grieche kennt keinen andern Schild als die abstrakte ἀγαθὴ ἐλπίς; wir setzen an deren Stelle das feste Vertrauen zum lebendigen Gott, die kindliche Hingabe an unsern himmlischen Vater, der unsre Seele prüft, uns schützt, der selbst Alles ersehen hat, was uns auch geschehen mag.

> Du bist mein' Stärk', mein Fels, mein Hort,
> Mein Schild, mein' Kraft, — sagt mir Dein Wort,
> Mein Hülf', mein Heil, mein Leben,
> Mein starker Gott. — In aller Noth:
> Wer mag mir widerstreben?

Das klingt ganz anders und macht das Herz fröhlich. Daran haltet auch Ihr Euch, liebe Schüler, nicht blos jetzt beim Eintritt in ein freieres Leben; für alle Zeit sei es Euer täglicher, Euer stündlicher Gedanke, daß Ihr Gottes Kinder seid. So wollen wir diese ἀγαθὴ ἐλπίς fassen, dann wird sie ein stärkerer Schutz sein, als die Ueberzeugung nach bestem Gewissen zu handeln; wissen wir doch, daß wir mit unsern Werken nicht theilhaftig werden können der Glückseligkeit, sondern allein durch die Gnade Gottes.

Um so besser können wir dann auch dem letzten Satze des griechischen Redners gerecht werden, dem γενναίως φέρειν,

ὅτι ἂν ὁ θεὸς διδῷ. Das ist ein christlicher Spruch, den wir nicht zu ändern, dem wir nichts zuzusetzen brauchen, wenn wir auch noch inniger als ein Demosthenes zu verstehen glauben die demüthige Unterwerfung unter Gottes Willen, die völlige Ergebung in Gottes Rathschlüsse, der Christen schönste Zier. —

Eine Anstalt,*) die manche Aehnlichkeit mit der unsern hat, trägt über ihrem Haupteingang als Inschrift die Buchstaben: D D H; sie sollen bedeuten: denke, dulde, handle. Ich glaube, wenn wir so ordnen: D H D und erklären: „prüfe recht vor der Entscheidung, handle mit festem Gottvertrauen, dulde das Geschick, das Gott Dir auferlegt", so haben wir eine Lebensregel, die es verdient befolgt zu werden, die im Wesentlichen ähnlich ist dem Demosthenischen Spruche.

Dürfen wir bekennen, daß Demosthenes namentlich als Patriot festgehalten hat an seinem ersten Grundsatze, immer nur nach dem Ehren- und Ruhmvollen zu streben, zu kämpfen unter dem Schilde guter Zuversicht, so müssen wir bei aller Anerkennung seines hohen Muthes, seiner unerschütterlichen Ueberzeugungstreue doch zugeben, daß er den zweiten nur nach heidnischer Weise verstanden hat. Das γενναίως φέρειν ὅτι ἂν ὁ θεὸς διδῷ gieng doch über seine Kräfte hinaus, wie uns sein trauriges Ende bezeugt; und so schön und herrlich sein Spruch ist, das rechte Licht erhält derselbe doch erst durch die christliche Lehre; Christus allein kann unser Vorbild sein im Denken, Handeln, Dulden.

Wir haben in früheren Zeiten Demosthenische Reden nicht lesen können ohne den traurigen Nebengedanken, daß unser deutsches Vaterland von derselben Zerrissenheit heimgesucht war, wie Griechenland, daß es für uns ebenso schwer war wie für jene, den großen Gedanken des Gesammtvaterlandes festzuhalten gegenüber mächtigen Feinden draußen und elenden, kleinlichen Streitigkeiten im Innern. Wir preisen Gott, daß diese Zeiten

*) Schnepfenthal.

vorüber sind, aber wir müssen doch wünschen, daß es immer recht viele deutsche Männer geben möge, die ihr Vaterland so lieben, wie Demosthenes das seine; wir müssen wünschen, daß sein Ziel, nur von christlichem Geiste beleuchtet, das Ziel aller deutschen Männer sei.

Deshalb entlasse ich Euch, liebe Schüler, heute aus unserm Kreise mit seinen Worten: *δεῖ τοὺς ἀγαθοὺς ἄνδρας ἐγχειρεῖν μὲν ἅπασιν ἀεὶ τοῖς καλοῖς τὴν ἀγαθὴν προβαλλομένους ἐλπίδα, φέρειν δ' ὅτι ἂν ὁ θεὸς διδῷ γενναίως.* Ihr habt gehört, wie wir wünschen, daß Ihr diese Worte auffassen sollt; so behaltet sie als unsere letzte Mahnung!

Im Namen des Lehrer-Collegiums überreiche ich Euch Eure Zeugnisse und sage Euch Lebewohl! Der Herr geleite Euch, er sei Euer starker Schild, er kräftige Euer Ringen und Streben und schenke Euerm guten Wollen das fröhliche Vollbringen, er stärke Euch im Leiden mit Geduld und Ergebung, er führe Euch endlich zu seinen süßen Himmelsfreuden! Amen!

XIV.

Am 22. März 1875.

Es ist immer ein erfreulicher Anblick, eine Anzahl von Jünglingen am Ziele zu sehen, welche, nachdem sie die Schule durchlaufen und dann das vorgeschriebene Examen ehrenvoll bestanden haben, nun sich rüsten aus der Schule in's Leben hinauszutreten. Es ist ein erfreulicher Anblick: denn für die Vergangenheit wird diesen Jünglingen das Zeugniß ertheilt, daß sie den an sie zu stellenden Forderungen entsprochen und ihre hier ihnen auferlegte Pflicht erfüllt haben, und für die Zukunft versprechen sich ihre froh aufleuchtenden Augen nur Gutes und Schönes; nachdem jetzt dies Ziel erreicht ist, wenn erst die Schule hinter ihnen liegt, lacht heiter und hell ihnen das Leben entgegen, scheinen sich die lieblichsten Aussichten zu eröffnen. — Wir freuen uns mit Euch, liebe Schüler, aber doch mehr in Bezug auf das, was nun vollendet ist, als auf das, was bevorsteht; wir freuen uns Euch heute sagen zu dürfen: „Ihr seid fleißig und gehorsam gewesen, Ihr habt erfüllt, was die Schule verlangen muß, und deshalb wird Euch heute ein ehrenvoller Abschied zu Theil;" wir hoffen auch mit Euch, daß Gott Eure ferneren Wege lenken möge, so daß sie ihm wohlgefallen, — aber wir müssen Euch auch sagen: Ihr verlaßt weder die Schule, noch steht Ihr am Ziele. So wichtig auch der Abschnitt Eures Lebens ist, zu dem Ihr heute gelangt seid, so kann doch nur in sehr beschränktem Sinne von einem Ziele und in noch beschränkterem Sinne von einem Ver=

lassen der Schule die Rede sein. Hinter dem jetzt erreichten Ziele erheben sich sofort neue größere und schwerere Aufgaben, zu deren Erfüllung Ihr die hier geübten Kräfte in erhöhtem Maße anstrengen müßt; und eine Schule, in der wir zu lernen haben, bleibt für uns das ganze Leben. Zu keiner Zeit darf der Mensch sich sagen: Du hast nun genug erworben an Kenntnissen und Erfahrungen; nie sollen wir aufhören zu arbeiten an der Ausbildung unseres Geistes und unserer Seele; und selbst wenn wir so denken und handeln: das Ziel des vollkommenen Menschen werden wir hier doch nicht erreichen, wir werden doch nur unnütze Knechte gewesen sein, die nicht auf ihr Verdienst pochen können, sondern zur Erlangung der Seligkeit im ewigen Leben bedürfen der Gnade unseres Herrn Jesu Christi.

So tretet auch Ihr, liebe Freunde, heute nur aus einer Schule in eine andre Schule, aus einer kleinen und leichten in eine größere und schwerere. Und weil Ihr denn nicht aufhören sollt zu lernen, so drängt es uns, Eure bisherigen Lehrer, Euch heute noch einmal eine ernste und gewichtige Lehre mitzugeben auf Eure künftigen Wege, eine Lehre, die nicht blos auf den Augenblick, auf Euch allein berechnet ist, sondern ihre Gültigkeit behauptet für alle Zeiten, für alle Menschen. Diese Lehre sollt Ihr heute vernehmen aus dem Munde des idealsten Helden des griechischen Alterthums.

Unter allen Gestalten, welche uns überliefert sind mit dem köstlichen Schmucke der griechischen Poesie, ragt weit hervor der Sohn des sterblichen Vaters und der unsterblichen Mutter, Achilleus, der junge und frische Held, so schön und so kühn, der alle Thiere des Waldes und alle Feinde niederwirft, bis sein Lebenslauf nach kurzer Blüthe schon beendet wird. In allen ritterlichen und musischen Künsten vom frommen Berggeiste Cheiron wohl unterrichtet, ist der feurige Jüngling der Liebling der Götter, edel von Gesinnung, aber auch heftig und reizbar. Dem Ruhme zu Liebe zieht er ein

kurzes Leben dem langen und ruhmlosen vor; aber vergessen kann er auch nicht die erfahrene Kränkung, unversöhnlich bleibt er gegenüber den Bitten und Geschenken seines Beleidigers. Dieses starre und unerweichliche Festhalten an dem einmal gefaßten Entschlusse bringt ihn in bittere Noth; er verliert dadurch seinen treusten Freund und Jugendgefährten Patroklos, welchem er selbst bald folgen soll zu den dunkeln Pforten des Hades. — Aber er bekennt auch offen und ehrlich seinen unnachgiebigen Sinn; ohne alle Umschweife und Milderungsversuche erklärt er frei und bestimmt Agamemnon's Gesandtschaft gegenüber: nicht erfüllen kann ich Eure Wünsche; die Geschenke und Versprechungen des Oberfeldherrn, der mich so tief gekränkt hat, locken und reizen mich nicht; Eure Bitte schlage ich ab. Bewundernswerth an dem Helden ist diese männliche, rückhaltlose Sprache, die so wenig höfliche Umkleidung als trügerischen Doppelsinn kennt; bewundernswerth ist vor Allem der Satz, mit welchem er seine ehrliche Offenheit begründet:

„ἐχθρὸς γάρ μοι κεῖνος ὁμῶς Ἀΐδαο πύλῃσιν,
ὅς χ' ἕτερον μὲν κεύθῃ ἐνὶ φρεσίν, ἄλλο δὲ εἴπῃ.“*)
Wahrlich! verhaßt ist mir, wie die Pforten der Todtenbehausung,
Welcher ein Anderes spricht, als er weiß und denkt in dem Herzen.

Das sind die Worte, aus welchen ich meine letzte Mahnung an Euch entnehme, liebe Schüler, die Lehre:

Sprich nie anders als Du denkst!

Es ist eine gar traurige und nie genug zu beklagende Wahrnehmung, daß grade in dem Kreise, aus welchem Ihr heute scheidet, an der Allgemeingültigkeit dieser Lehre gezweifelt zu werden scheint. Gar nicht oft und ernst genug kann daher der Ruf erhoben werden: immer und unter allen Umständen gebt nur der Wahrheit die Ehre! Es werden von Schülern, — und nicht immer nur von leichtsinnigen, oft auch von gewissen-

---

*) Hom. Il. IX. 312.

haften — Versuche angestellt, diese und jene Gründe ausfindig zu machen für ein Abweichen von dem graden Wege der Wahrheit; alle diese Gründe sind völlig hinfällig, vertragen sich nicht mit dem rechten Gefühle von Ehre, am wenigsten aber mit dem christlichen Gewissen. Es gibt durchaus keine Ausnahme von unserer Lehre; sie muß bestehen in allen Verhältnissen, in welche der Mensch kommt: zu seinen Mitmenschen, zu seinem Amt in Gemeinde und Staat, zu seiner Kirche und zu Gott. Nicht nachstehen wollen wir an Schärfe und Bestimmtheit dem homerischen Helden, der ausnahmslos jeden verwirft, welcher nicht so spricht wie er denkt, ja ihn verabscheut wie den grimmigsten Feind des natürlichen Lebens; mit der gleichen Entschiedenheit wollen wir verurtheilen diesen Fehler, je mehr wir bekennen müssen, daß er ein heut zu Tage weit verbreiteter ist, je höher wir achten und ehren Alle, die sich frei halten von demselben, die eine ungetrübte Harmonie zeigen zwischen dem, was sie reden und dem, was sie denken. Ja, meine lieben Freunde, je mehr wir nachforschen dem Sinn dieser schönen Worte des jugendlichen Helden, je mehr wir uns vertiefen in den Inhalt der daraus hervorgehenden Lehre, je gerechter dadurch unsere Bewunderung wird für den tapfern und edlen Griechen: um so fester möge auch bei uns werden Entschluß und Wille, ihm nachzueifern in dieser Gesinnung, und so viel an uns liegt, dafür zu arbeiten und zu sorgen, daß immer mehr Menschen nicht anders reden als sie denken.

Nicht leugnen können wir, daß es deren jetzt nicht viele gibt; und deshalb muß ich auch Euch, die Ihr heute in's Leben hinauszieht, den Rath geben, den ich schon oft hier ausgesprochen habe: Ihr sollt zwar nicht argwöhnisch sein, aber Ihr sollt auch nicht jedem leicht trauen; prüfet jeden, der Euch näher kommt, nach Achill's Worten und sehet zu, ob Ihr ihn lieben dürft oder meiden müßt. Es ist traurig genug, daß ich so rathen muß; viel lieber würde ich Euch sagen:

zieht nur getrost hinaus! allüberall werdet Ihr Genossen finden, die das Herz auf der Zunge haben; Ihr dürft deshalb Allem glauben, was sie sagen, und werdet keinen Schaden dadurch finden. So steht es heute nicht in unserer Welt; wir müssen bekennen, daß Lüge und Täuschung weit und breit in derselben ihr Lager aufgeschlagen haben. Und doch dürfen wir grade jetzt in unsern Tagen hoffen, daß es besser werden wird, und mit um so größerer Entschiedenheit müssen wir uns auf die Seite derer schlagen, die sich in den Dienst der Wahrheit stellen, müssen wir Alle den unerschütterlichen Entschluß fassen, immer und überall treu ergeben zu sein der Wahrheit.

Des ersten Menschen erste Sünde gegen Gott war eine Lüge; — die Lüge ist die erste tiefere Sünde des Kindes, vor welcher die Eltern mit Recht zittern, die sie deshalb auf's Strengste bestrafen; die Lüge ist der häßlichste Fehler der Jugend, und jedem Lehrer und Erzieher liegt die heilige Pflicht ob, unablässig anzukämpfen gegen diese Verunstaltung des in den Menschen gelegten göttlichen Abbildes, gegen diesen Abfall von dem lebendigen Gott. Heute wollen wir hier nicht wiederholen, daß wir leider oft haben klagen müssen über Mangel an Wahrheitsliebe, strafen müssen unbesonnene und freche Lüge; wir wollen nur Ausdruck geben dem Wunsche, daß es besser werden möge, daß die Ehrfurcht vor der reinen und unbefleckten Wahrheit auch in unserer Jugend größer werde, immer seltener werden, die anders reden als sie denken und wissen.

Aber die Lüge durchzieht auch gar viele andere Verhältnisse; so wird sie vom Eigennutz erzeuget in dem Geschäftsleben der unteren und mittleren Stände; aber diese wurde und wird überall verdammt und, wo sie offenbar nachgewiesen werden kann, vom Richter mit Strafe belegt. Doch gleich wie diese oft nicht erkannt werden kann, so ist auch in dem Leben der höheren Stände Vieles auf den Schein berechnet; man gibt sich viele Mühe andere Menschen zu täuschen, und ein solches

Verhältniß kann doch nicht dadurch befriedigender werden, daß ein Jeder weiß: was Du siehst und hörst, ist nur die vorgehaltene Maske, hinter welcher sich den ausgesprochenen Worten grade entgegengesetzte Gedanken verbergen. Und ist man nicht gar in dem Verkehr der Staaten und ihrer Vertreter mit einander zu dem ebenso berüchtigten als tief unsittlichen Ausspruch gelangt: daß das Wort dem Menschen nur gegeben sei, um durch dasselbe seine wahren Gedanken vor der Welt zu verhüllen? So zieht sich von den niedrigsten bis zu den höchsten Regionen der menschlichen Gesellschaft ein erschreckendes Mißverhältniß zwischen Reden und Denken; vorzuherrschen scheint Trug und Unehrlichkeit, ein redlicher, klarer und reiner Wandel nur selten zu sein; die meisten scheinen ergeben der Falschheit, dem Augendienst und der Heuchelei. Es ist ein trauriges Bild, das sich da vor unsern Blicken entrollt, das gewiß nicht mit allzu dunkeln Farben entworfen ist, das aber auch Alle, welche es ernst nehmen mit ihren Pflichten, mahnt anzukämpfen gegen diesen gewiß nicht geringen Schaden, sich zu schaaren unter das Banner der Wahrheit und zu vertilgen Alles was Lüge heißt.

Von noch unberechenbarer Wirkung ist hierfür, daß von oben aus eine Umkehr erfolgt ist, daß der große Staatsmann unserer Zeit auch die Sprache der Diplomatie zurückgeführt hat zu Treue und Redlichkeit. Wir wissen Alle, was wir dem deutschen Reichskanzler zu danken haben, der mit eiserner Energie seine Plane verfolgt und alle Hindernisse überwunden hat, um Preußen die ihm gebührende Stellung in Deutschland zu verschaffen und um dann das in seiner Zerrissenheit ohnmächtige deutsche Land zu einem einigen und starken deutschen Reiche umzugestalten. Mit der glorreichen Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums wird Bismarck's Name für alle Zeiten unlöslich verknüpft sein; aber kaum minder hell, als der Glanz seiner politischen Thaten, wird strahlen der Ruhm von seiner Offenheit, von seinem unverhüllten Freimuth. Wie

seine Ziele klar und deutlich, ist seine Sprache einfach und wahr; und voll Bewunderung hat man im vorigen Jahre in Deutschland wie im Ausland sich überzeugen können, daß der große deutsche Staatsmann die Sprache gebraucht, um seine Gedanken zu enthüllen, daß er auch so spricht und schreibt, wie er denkt. War das Aufsehen groß, welches überall erregt wurde durch dieses grade und offene Vorgehen, größer noch wird die Wirkung sein von der Erkenntniß, daß der Leiter der deutschen Politik fern von allen Winkelzügen und Schleichwegen ein ernster und gewissenhafter Freund der Wahrheit ist. Bald wird man jenes am Anfang unseres Jahrhunderts ausgesprochene Wort zu den Todten legen, und an seine Stelle mag wieder treten der Satz des homerischen Achill:

ἐχθρὸς γάρ μοι κεῖνος ὁμῶς Ἀίδαο πύλῃσιν,
ὅς χ' ἕτερον μὲν κεύθῃ ἐνὶ φρεσίν, ἄλλο δὲ εἴπῃ.

Möge das von oben gegebene gute Beispiel mehr und mehr wirken durch alle Kreise des deutschen Volkes! Möge zu dem alten Ruhme von der Wucht der deutschen Hiebe, von der Festigkeit der deutschen Treue hinzugefügt werden, daß die Deutschen auch immer deutlich sagen, was sie denken, daß sie in Ehren halten den Satz: ein Mann, ein Wort! Möge Jeder in Amt und Beruf, im geschäftlichen und geselligen Verkehr stets eine Ehre darein setzen, nur nach eigenster, fester Ueberzeugung zu reden! Möget auch Ihr, meine lieben jungen Freunde, von denen ja vielleicht dem einen die diplomatische Laufbahn bestimmt ist, jetzt beim Eintritt in das Leben den Entschluß fassen, daß Redlichkeit und Offenheit die unverrückbare Richtschnur sein soll in all Euerm Denken, Reden, Handeln!

Wahrlich! Ihr könnt keine bessere Grundlage wählen für all Euer Streben! Denn in unseren Worten Achill's liegt auch noch etwas Tieferes verborgen, was wir unbedenklich als eine Grundbedingung aller menschlichen Zufriedenheit und Glückseligkeit bezeichnen können, ich meine die Uebereinstimmung des

Aeußern mit dem Innern des Menschen. Die Welt legt einen hohen Werth auf die Harmonie des Aeußern, daß Tracht, Kleidung und Lebensweise entspricht dem Stande, dem wir angehören: höher steht für alle Einsichtigen und Verständigen die Harmonie der Seele, die Klarheit des Wollens, die Wahrheit des Redens. — Bekanntlich haben die alten Griechen den Glauben gehegt, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse; wir können, richtig verstanden, ebenso gut diesen Satz umkehren und sagen: jede schöne Seele macht auch den Körper schön, in welchem sie wohnt. Jedenfalls wird er in dieser Form weniger Ausnahmen erleiden, als in der ersten, welche, wie auch die Griechen sich überzeugten, nicht immer zutraf. War doch Sokrates, der Weiseste und Beste der Griechen, von Aussehen häßlich, so daß ihn der schöne Alkibiades verglich mit den Silenen in den Bildhauerwerkstätten, die äußerlich unschön dargestellt waren, in ihrem innern Raume aber, wenn man sie zu beiden Seiten auseinanderschlug, Götterbilder sehen ließen*). Unzweifelhaft aber ergibt sich, auch wenn wir es nicht schon wüßten, aus der Gegenüberstellung dieser beiden, des Alkibiades und des Sokrates, daß wir der innern Schönheit, auch wenn sie gepaart ist mit äußerer Häßlichkeit, den Vorzug geben, und daß wir den andern griechischen Spruch ganz zu dem unsern machen, der da sagt: es gibt überhaupt keine Schönheit so mächtig und erhaben, als die, welche die Wahrheit hat: *οὐκ ἔστι κάλλος οἷον ἀλήθει' ἔχει.* Und so gewiß es ist, daß selbst das in seinen Formen schönste Gesicht abstoßend wirkt, wenn es nicht der Spiegel einer schönen Seele ist, wenn Hochmuth und Eitelkeit, wenn Unbeständigkeit oder gar Falschheit in ihm zu erkennen sind: ebenso sicher gibt es nichts Schöneres, als das kindlich vertrauende, freundlich offene Auge eines im strengen Dienste der Wahrheit stehenden Menschen. So halten wir für

*) Plat. Symp. C. 32.

schön denjenigen, welcher nicht anders redet als er denkt, aus dessen Auge wir lesen, daß wir jedem seiner Worte trauen, daß wir fest bauen können auf Alles, was er sagt und verheißt. Seht, liebe Freunde, das ist eine Schönheit, die nicht vergeht, und die wir uns selbst verleihen: die Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe, die wir im Herzen hoch halten, und die deshalb auch in unserm Gesichte erkannt werden kann; das ist die Harmonie der Seele und des Körpers im Guten, welche zu erringen Ihr auf's Eifrigste bestrebt sein sollt. Es ist keine leichte Aufgabe, die Euch damit gestellt wird; aber es ist auch ein köstlicher Gewinn, welcher sich aus der Befolgung dieser Lehre, dieser letzten Mahnung Eurer bisherigen Lehrer ergeben wird: Hasset die Lüge, liebet die Wahrheit, redet wie Ihr denkt, werdet brave, überzeugungstreue Bürger unseres Vaterlandes, seid Christen, nicht blos dem Namen nach, sondern stellt Euch ganz in den Dienst unseres Heilandes, der die Wahrheit selber ist, in dem kein Trug erfunden ist! — Dazu helfe Euch Gott der Allmächtige! Er geleite Euch und führe Euch auf seinen Wegen immerdar!

Gestatten Sie mir nun, hochverehrte Fest-Versammlung, der Freude Ausdruck zu geben, daß wir solche Lehren an solchem Tage aussprechen, daß wir solchen Lehren durch die Hinweisung auf diesen Tag noch eine bedeutungsvolle Weihe geben können. — Wir feiern heute den Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers und Königs, und Sie Alle werden mit mir überzeugt sein, daß Betrachtungen, wie wir sie eben angestellt haben, nicht ausgeschlossen sind durch unsere festliche Stimmung, vielmehr in dieser den lebhaftesten Wiederhall finden. Denn mit gerechtem Stolze dürfen wir rühmen an unserm erhabenen Monarchen, daß er, wie durch andere großartige Charaktereigenschaften, auch hervorragt durch seine grade Offenheit, durch seine strenge Wahrheitsliebe. — Auch in dieser Beziehung bildet unser König Wilhelm einen fast wunderbaren Gegensatz zu dem von ihm vor bald fünf Jahren besiegten Napoleonismus.

Berüchtigt sind die Schlachten-Bulletins des ersten Napoleon durch ihre Lügenhaftigkeit: — durch Einfachheit und Wahrheit, die lieber zu wenig als zu viel sagt, ausgezeichnet sind die Nachrichten, die unser Fürst über die geschlagenen Schlachten ergehen ließ. Wußte man von jenen, daß sie unglaubhaft waren, weil sie von Napoleon kamen, so zweifelte an der unbedingten Richtigkeit dieser auch nicht Einer, denn, so hieß es, König Wilhelm hat es gesagt; und wie oft haben wir in jener denkwürdigen Zeit auch in ausländischen Blättern gelesen: erst wenn eine Depesche, mit Wilhelm unterzeichnet, eingegangen ist, erst dann glauben wir, dann aber auch ganz fest an Alles, was darin gesagt ist. — Wenn von dem dritten Napoleon Gespräche und Reden gemeldet wurden, so fand man in allen ein orakelhaftes, dunkles, vieldeutiges Wesen; man wußte nicht recht, was man damit anfangen solle, so daß napoleonisch fast gleichbedeutend wurde mit unsicher, unzuverlässig. Völlig anders König Wilhelm! Er weiß klar und bestimmt, was er will, und spricht es ebenso offen und ehrlich aus. Er verkündigt den Vertretern des deutschen Volkes, daß er, ein Freund des Friedens, das neue Reich im Innern ausbauen und kräftigen will, aber weit davon entfernt ist nach Eroberungen zu trachten und den Frieden anderer Nationen zu stören; — und dies deutsche Wort ist Wahrheit, wie das französische l'empire c'est la paix eine Lüge war. — Ebenso freimüthig und rückhaltlos gibt König Wilhelm seiner religiösen Ueberzeugung Ausdruck; an den Pabst schreibt er, daß er festhalte an der evangelischen Lehre, wonach Jesus Christus der alleinige Mittler ist zwischen Gott und dem Menschen; — er erklärt den Abgeordneten der Synode, daß er festhalte den Glauben an die Gottheit Christi, „denn was sollte aus uns werden, wenn wir diesen Glauben verlören!" So sehen wir mit freudigem Stolze, daß unser König und Herr ein echter deutscher frommer Mann ist, der da redet wie er denkt; so sehen wir eine Tugend, die wir gern uns Allen, unserm ganzen

Volke zu eigen wissen möchten, schön und deutlich ausgeprägt in der Seele unseres erlauchten Landesfürsten. So dürfen wir an dem heutigen frohen Feste, an Kaisers Geburtstag, der in allen deutschen Gauen mit Jubel gefeiert wird, mit den Wünschen für das Wohl unseres Herrschers auch den vereinigen, daß unser König ein Vorbild werden möge für alle Deutschen an Treue, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit. Nicht ohne den festen Entschluß, an unserm geringen Theile nachzueifern diesem erhabenen Beispiele, erflehen wir heute mit dem ganzen Deutschland den Segen unseres himmlischen Vaters auf sein theures Königliches Haupt. Gott der Allmächtige verleihe unserm Kaiser noch langes Leben, Kraft und Gesundheit! Gott lasse seine Gnade walten in Fülle über unsern König und Herrn zum Wohle unseres Landes und Volkes! Gott segne den König!

XV.

Am 22. September 1875.

Was willst du werden? ist eine Frage, die wir schon an kleine Kinder stellen ohne eine ernste und gültige Antwort zu erwarten; ist eine Frage, die auch an Größere gerichtet immer nur äußerlich aufgefaßt zu werden pflegt. Und wie ein Kind, wenn es sagt: ich will Pastor, Soldat, Lehrer werden, noch gar kein Verständniß hat von dem, was das bedeutet, wie es eben nur an die Personen denkt, die ihm aus dem betreffenden Stande bekannt sind, so wissen auch die Erwachsenen, die aus der Schule heraustreten, über das, was der gewählte Beruf von ihnen verlangt, oft nur sehr wenig. Es fehlt ihnen ja noch alle Erfahrung, die allein sie befähigt tiefer einzudringen in das Wesen und die Pflichten ihres Standes. „Ich will Philologie studieren," sagt der Eine; aber wenn man ihn fragt, was ist Philologie? so wird er kaum eine andere Erklärung abzugeben im Stande sein als die, daß der Philologe Lehrer wird. Aehnliche unklare Vorstellungen finden wir bei den künftigen Theologen und Juristen; aber auch diejenigen, deren Studium und Berufsleben klarer vor Augen zu liegen scheint, werden erst, wenn sie im Berufe stehen, zur rechten Einsicht kommen können über ihre Wahl, ob sie richtig getroffen ist oder nicht. Es ist deshalb die Frage: was willst du werden? gewiß nicht so leichthin abzumachen; sie fordert vielmehr jeden auf zur ernstlichen Prüfung: welche Eigenschaften und Fähigkeiten werden verlangt für dieses

Amt? hast du dieselben? oder wirst du sie erwerben? Diese Prüfung wird um so eingehender sein müssen, wenn einst der Staat deine Dienste annehmen soll; wie wir vor Kurzem den Sokrates im platonischen Gorgias haben auseinandersetzen hören: „wenn wir bei genauer Nachforschung finden, daß Jemand gute und verständige Lehrer hatte, daß er mit Hülfe dieser Lehrer viel Schönes geleistet hat, und auch selbständig, nachdem er sich von seinen Lehrern getrennt hatte, dann erst können wir doch daran denken, denselben zum Staatsdienst brauchbar zu erklären." — So urtheilte Sokrates, so wird auch heute noch geurtheilt. So stehen auch Euch, liebe Schüler, nachdem Ihr jetzt die erste Prüfung bestanden habt, noch manche andere Prüfungen bevor, ehe Ihr werdet für würdig befunden werden in den Dienst unseres Staates zu treten. — Also die Frage: was willst du werden? dürfen wir heute, am letzten Tage Eures Schullebens, wohl noch einer Betrachtung unterziehen und zwar um so eher, als Ihr gewiß meint dieselbe schon entschieden zu haben. Eben weil wir wünschen, daß Ihr diese Frage tiefer auffaßt und besser beantworten lernt, wollen wir an ihre Untersuchung unsere letzten eindringlichen Mahnungen knüpfen.

Die Antwort: Forstmann, Lehrer, Soldat, habt Ihr allerdings bereits gegeben, und wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß diese Antwort, die Ihr doch nicht nach voller Erkenntniß zu geben vermochtet, Euch zum Segen gereichen möge, daß Ihr in Euerm Stande Zufriedenheit und eine gedeihliche Wirksamkeit finden, daß Ihr eine Ehre darein setzen möget, in dem gewählten Berufe Euch auszuzeichnen. Aber die Frage verlangt noch eine andere, eine viel bedeutungsvollere Antwort. Um diese zu finden, wollen wir uns wieder halten an den alten Lehrer der Jugend, an Sokrates, wie wir ihn im Gorgias des Platon kennen gelernt haben. Daß Ihr von diesem viel lernen konntet, davon habt Ihr Euch überzeugt, ja Ihr habt Euch tief beugen müssen vor ihm,

wenn er mit unerschütterlicher Festigkeit den den alten Heiden wie Euch Schülern kaum faßbaren aber unzweifelhaft wahren Satz vertheidigte: ὅτι τὸ ἀδικοῦντα μὴ διδόναι δίκην πάντων μέγιστόν ἐστι τῶν κακῶν; und so werdet Ihr auch heute aufmerksam folgen, wenn ich Euch noch einmal einige Worte desselben zurufe mit bestimmter Beziehung auf Euern Eintritt in das Leben.

Sokrates entwickelt einen scharfen Gegensatz zwischen rhetorischer und philosophischer Thätigkeit, deren Vertreter wir in Gorgias und Sokrates vor uns haben; er deckt die ganze große und tiefe Kluft auf, welche zwischen diesen beiden Richtungen besteht. Nachdem Gorgias die Rhetorik bis in's Maßlose erhoben hatte, so daß sie eigentlich alles andere Wissen umfaßt nicht nur, sondern auch ihren Besitzer zum unumschränkten Herrscher und Gewalthaber macht, wird von Sokrates Schritt für Schritt und unwiderleglich bewiesen, daß die Rhetorik überhaupt gar kein Wissen sei, sondern nur eine gewisse Fertigkeit darin, sich angenehm zu machen bei den Zuhörern. Wie für den Körper Turnkunst und Heilkunde, welche bewahren und wiederherstellen die Gesundheit: so gibt es für die Seele Gesetzgebungskunde und Rechtspflege, welche bewahren und wiederherstellen die Gerechtigkeit. Von diesen aber gibt es Trugbilder, die was jene sind nur zu sein scheinen: Putzkunst und Kochkunst, Sophistik und Redekunde. — Freilich kann es auch von der letzteren eine edle Art geben; diese sieht ab von aller Schmeichelei; sie richtet ihr Augenmerk nur auf das Gute, gleichviel ob es angenehm ist oder nicht; sie schließt sich der Thätigkeit des wahren Staatsmannes an, welche nur darauf ausgeht, die Bürger des Staates so gut als möglich zu machen, nicht aber sich das Ziel steckt, nur die Wünsche und Begierden des Volkes zu befriedigen. Gegenüber der Lehre von der Lust, die da sagt: der Mensch ist der glücklichste, welcher die Macht hat sich alle, auch die größten Wünsche zu erfüllen, dieser gegenüber stellt Sokrates die Lehre von der

Sittlichkeit, welche nur den gerechten Mann für gut, nur den guten für glücklich erklärt. — Und darauf beziehen wir nun unsre Frage: was willst du werden? ein Genußmensch oder ein sittlich gerechter, fleischlich oder geistig gesinnt sein, streben nur nach den Gütern dieser Welt oder trachten nach dem Reiche Gottes? So tritt diese Frage auch an Euch heran, meine lieben Freunde, und damit Ihr in diesem Kampfe, der wichtiger und bedeutungsvoller ist, als alle andern im Leben, einen guten Sieg davontragt, so richte ich in dieser Abschiedsstunde an Euch die Mahnung: *μὴ καταχαρίζου πρὸς ἡδονὴν ὁμιλῶν ἀλλὰ διαμάχου βλέπων πρὸς τὸ βέλτιστον* d. h. sprich und handle nicht nach Gunst mit Rücksicht auf das Angenehme, sondern kämpfe dich durch und strebe immer besser zu werden.

Diese Regel gilt zunächst auch für unsern Körper; denn oft ist schädlich, was uns gefällt und begehrenswerth erscheint, was aber unangenehm und bitter ist, gesund und heilsam; wir müssen uns daher zwingen das erstere zu meiden, das letztere zu thun und uns gefallen zu lassen um der Gesundheit willen. Noch mehr aber gilt es für unser inneres Wesen nach allen Richtungen hin, um der Gerechtigkeit willen nicht einer Schwäche oder gar thörichten Neigung nachzugeben, sondern selbst die schwersten Pflichten unbeirrt und treu zu erfüllen. Auch auf den gewählten Beruf müssen wir die Regel anwenden; der Philologe z. B. soll nicht einem Lehrer oder einem Buche, das ihm gefällt, ein Urtheil einfach nachsprechen, sondern sich durcharbeiten durch die Quellen; er soll nicht über die alten Schriftsteller, sondern diese selbst lesen; er soll seine Studien nicht bestimmen nach der demnächstigen Prüfung, sondern nach der Wissenschaft allein; er soll sich von etwa vorherrschenden Richtungen nur dann leiten lassen, wenn er die Ueberzeugung hat, daß damit dem Guten und der Wahrheit gedient wird. Das ist ja das Wesentliche: verschafft Euch in Euerm Berufe nach reiflicher Prüfung eine Ueberzeugung und tretet für diese fest und mannhaft ein; dann

wird es Euch gelingen tüchtig zu werden und immer Besseres zu leisten.

Aber auch abgesehen von dem Amte, das Ihr einmal zu bekleiden gedenkt, seid Ihr bestimmt Glieder und Bürger unseres Vaterlandes zu werden, und auch hierzu müßt Ihr unserer Mahnung gedenken. Wir haben gerechten Grund mit Bewunderung und Dank zu rühmen, daß Deutschland heute groß und mächtig dasteht, daß es aus Zeiten dunkler Noth und drohenden Verfalls sich emporgearbeitet, wiedergewonnen hat, was ihm widerrechtlich vorenthalten oder einst hinterlistig geraubt war, daß unter Preußens Führung wieder geachtet und gefürchtet wird das früher geschmähte und mißhandelte deutsche Volk. — Aber dürfen wir uns nur freuen der errungenen Erfolge? haben wir, und insbesondere die Jugend, welcher die Zukunft gehört, nichts zu thun, als das Angenehme dieses Glückes zu genießen? Nein auch hier kein *καταχαρίζεσθαι*, sondern ein *διαμάχεσθαι*! Wenn der Körper des Menschen zunimmt nicht durch Gesundheit, so birgt das aufgedunsene Fleisch in sich die Krankheit, und das neu hinzugekommene wird auch das alte verderben und den ganzen Leib zerstören; wenn das Wachsthum eines Staates ohne Gerechtigkeit stattgefunden hat, wird ein Umschlag erfolgen, Hinsiechen und Verfall eintreten. So schildert Sokrates die perikleische Zeit Athens und weist mit prophetischem Blicke hin auf den aus solcher Ueberfüllung sicher hervorgehenden Untergang. — Wir Deutsche hoffen zu Gott, daß die iustitia, fundamentum regnorum, in starker Hand geschützt werde und uns erhalten bleibe; aber auch an jeden Einzelnen ist die Mahnung gerichtet: das deutsche Volk darf nicht erschlaffen im Genusse des Erreichten; es muß dasselbe sich zu bewahren wissen! Jeder, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, muß unablässig dafür kämpfen, daß er selbst und seine Mitbürger immer besser werden, daß die Tugenden der Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, der Treue und Gottesfurcht immer mehr sich

Bahn brechen, immer mehr Wurzeln schlagen in den Herzen Aller. Das ist die Füllung, die gesund macht, die werthvoller ist, als Häfen, Werfte, Mauern, Zölle; die uns auch nicht versäumen lassen wird das Höchste, zu dem wir berufen sind.

Damit kommen wir zu der letzten und gewichtigsten Antwort auf unsre Frage: was willst du werden? zu der Antwort: ein Kind Gottes. O! daß auch Ihr, meine lieben Freunde, diese Worte aus tiefster Seele jetzt mitsprecht, sie bewahret im Herzen durch's ganze Leben, sie bewahrheitet durch all Euer Thun! Auch hierbei laßt Euch warnen vor dem *καταχαρίζεσθαι*! Wie Kallikles den Sokrates verhöhnte, daß er noch immer Philosophie treibe, der vernünftige Leute nur in der Jugend mäßig zugethan wären, daß er dadurch zu einem unpraktischen Menschen werde, welcher sich selbst gegen grobe Beleidigungen nicht schützen, selbst gegen die unbedeutendsten Ankläger nicht helfen könne, so werden auch Euch ähnliche Versuchungen nicht fern bleiben. Ein jeder Mensch muß sich rüsten zum steten Kampfe gegen die Gefahr weltlich zu werden; darf nie vergessen, daß sein heiligstes Streben sein muß, Bürger einer höheren besseren Welt zu werden, des Gottesreiches. Werfet nicht weg, was Ihr in der Schule gelehrt, wozu Ihr hier im Kloster täglich angehalten seid! Und wenn die Spötter kommen und Euch als Mythe, als fabula anilis darstellen wollen, was der fromme Christ als reinste Heilswahrheit hoch hält im tiefsten Herzen, dann laßt Euch nicht irren, dann stehet fest auf dem Boden kindlichen Glaubens an Gottes reiche Vaterliebe! Mit den Waffen des Geistes schlägt der Philosoph Sokrates, fußend auf ethischen Grundlagen, den seichten Weltmann und Redner Kallikles; — mit dem Schilde und der Rüstung unseres Bekenntnisses zu Gott dem Vater und seinem eingeborenen Sohne, Jesus Christus, unserm Mittler und Erlöser, sollt Ihr kämpfen gegen frechen Unglauben, gegen armselige Menschenweisheit, gegen weltliche, genußsüchtige Gleichgültigkeit.

Denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

So bleibet bei dem, was Eurer Lehrer letzte, ernste Mahnung ist: Verweichlicht Euch nicht in dem Streben nach Lust, lebt nicht zu Gefallen der Begierde, der Schwäche, der Eitelkeit; kämpfet und ringet unablässig nach der Veredlung Eures Wesens vor Gott und Menschen; *μὴ καταχαρίζεσϑε ἀλλὰ διαμάχεσϑε*; werdet nicht Weltkinder ohne sittliche Grundsätze, werdet gottesfürchtige, treue, deutsche Männer; wartet Eures irdischen und himmlischen Berufs, werdet gehorsame Unterthanen unseres Kaisers und Königs, Gott wohlgefällige Erben seines himmlischen Reiches!

Der Herr unser Gott wolle Euch stärken dazu mit der Kraft seines heiligen Geistes! Der Herr sei Euer Schutz und starker Hort, Er geleite Euch auf allen Euren Wegen!!

XVI.

Am 22. März 1876.

Das Gefühl des Dankes, innigsten herzlichsten Dankes, ist an dem heutigen hohen Festtage das herrschende im ganzen deutschen Volke; allüberall steigt zu dem himmlischen Lenker der Welten empor jubelnder Dank, daß unser erhabener Kaiser und König in Frische und Kraft heute eintritt in sein achtzigstes Lebensjahr. Bei der begeisterten Liebe und Verehrung, mit welcher in allen deutschen Landen hingeschaut wird auf Kaiser Wilhelm, bei dem von Allen getheilten Wunsche, daß Gott unserm König noch langes Leben schenken möge, und bei dem schon hoch gekommenen Lebensalter des theuern Landesherrn, da wird sich ein Jeder bewußt, wie wir vor Allem Gott zu danken haben dafür, daß er unsern König geschützt und reich gesegnet hat, daß er ihn hat erklimmen lassen die höchsten Stufen irdischen Lebens, die herrlichsten Ziele menschlichen Ringens. Ja sein Alter ist ein köstliches, denn er schauet zurück auf die Aufgaben, die ihm seine königliche Würde, die er selbst sich gestellt hatte, und erkennt, daß der Herr es ihm hat wohl gelingen lassen, daß, was er in der Jugend begehrte, er im Alter hat in Fülle. Kein Zweifel, hochverehrte Festversammlung, auch das tief bewegte Herz unseres Königs strömt heute über vom wärmsten Danke gegen Gott den Allmächtigen, Allgütigen, der ihn so wunderbar geführt hat bis zu diesem Tage. Kein Zweifel, in dieses Dankgefühl stimmt freudig ein das

ganze treue deutsche Volk; denn nur wenn wir recht danken, dürfen wir auch bitten, daß Gott uns unsern Kaiser noch lange erhalten und in Frieden genießen lassen möge die Früchte seiner Arbeit, seiner Siege.

Auch Ihr, meine lieben jungen Freunde, theilt dieses Gefühl des Dankes mit uns, mit jedem deutschen Herzen; nur tritt bei Euch noch ein besonderes hinzu: Ihr habt heute Gott Dank abzustatten auch dafür, daß er Euch das erste Ziel Eurer Jugend hat erreichen lassen, daß Ihr würdig seid befunden worden, aus dem engen Kreise der Schule hinauszutreten in die weite Welt. Dürfen wir, Eure Lehrer, Euch heute nachrühmen, daß Ihr treu gewesen seid in der Erfüllung Eurer Pflicht, daß unser Kloster mit Freude hinschaut auf Euch, seine Söhne, und Ehre mit Euch einzulegen hofft draußen: kein Zweifel, daß wir unserm himmlischen Vater dafür danken müssen; kein Zweifel, daß auch Euer Herz bewegt ist von frohem Danke für die hier zurückgelegte Lebenszeit; denn nur wenn wir recht danken, dürfen wir auch bitten, daß Gott Euch ferner schützen und geleiten möge auf allen Euren Lebenswegen.

Nicht wahr, liebe Schüler, erst danken und dann bitten? Aber haben uns nicht unsere Eltern gelehrt, und sind wir nicht von Jugend auf gewöhnt, erst zu bitten und dann zu danken? Es will mich bedünken, als würde das erstere oft mehr als nöthig, das letztere nicht genug betont; als sollte jeder Erzieher mehr als zu geschehen pflegt in seinem Zöglinge Dankbarkeit wecken und nähren, als sollte das „Danke" noch tiefer als das „Bitte" jedem menschlichen Herzen eingeprägt sein. Denn, wie ein trefflicher Pädagog in seiner letzten Schulrede sehr richtig sagt:*) „jede Bitte, auch die berechtigte, ist ein Bekenntniß der eigenen Ohnmacht und widerstrebt dem edlen Stolz und Unabhängigkeitsgefühl; aber jeder

---

*) Döderlein in Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1862. Band 86. Seite 526.

Dank, auch der entbehrlichste, ist eine Uebung in jener echt christlichen Demuth, die alle gute Gabe lieber der göttlichen Gnade und fremder Liebe als dem eignen Verdienste zuschreiben will." Mit gutem Grunde nehmen wir deshalb Euch, liebe Schüler, bei Eurer Aufnahme in unsere Anstalt das Gelöbniß ab, daß Ihr auch dankbar sein wollt; — und heute, da Ihr sollt entlassen werden aus dem Kloster, da Eure und unser Aller Herzen voll sind des lebhaftesten Dankes, heute laßt uns die Dankbarkeit zum Gegenstand unserer Betrachtung machen; sie ist es werth angestellt zu werden an Königs Geburtstage, an Eurem Abschiedstage.

Und weil wir wissen, daß der römische Dichter Horaz dankbar war gegen seinen hohen Gönner Mäcenas, ohne seiner Freiheit, seiner Manneswürde irgend etwas zu vergeben, so wollen wir bei dieser Betrachtung uns halten an seine Worte:

Prodigus et stultus donat quae spernit et odit;
haec seges ingratos tulit et feret omnibus annis.
vir bonus et sapiens dignis ait esse paratus;
nec tamen ignorat, quid distent aera lupinis.
dignum praestabo me etiam pro laude merentis.

Nur der Narr und Verschwender verschenkt, was er selber geringschätzt;
Solcherlei Saat entsprießt, wie vormals so heute, nur Undank.
Aber bereit ist ein weiser, verständiger Mann den Würdigen immer;
Und doch weiß er recht gut, wie Gold ist verschieden von Bohnen.
Auch ich zeige mich würdig gemäß dem Verdienste des Gönners.

Daß Horaz ein sorgenloses, freies und behagliches Leben führen konnte, dafür hatte die Freigebigkeit des Mäcenas gesorgt. Aber wie es Neider gab in jener Zeit, die dem Dichter vorwarfen, durch kriechende Schmeichelei habe er sich solch unverdiente Huld erworben, so mochten andrerseits Stimmen laut oder dem Mäcenas in's Ohr geflüstert werden: für die vielen Wohlthaten, die er empfangen, sei Horaz nicht dankbar genug und könne mehr von seiner Zeit und seinen Studien dem hohen Gönner widmen. Gegen solche Verleumdung vertheidigt sich Horaz in diesem siebenten Briefe nicht mit scharfen

Schlägen auf seine Widersacher, sondern mit feinem Humor gegen die kleinlichen Menschen, die das innige Verhältniß und Verständniß zwischen Gönner und Günstling nicht zu würdigen verstanden: Du hast mir Wohlthaten erwiesen, o Mäcenas, nicht wie jener Calabrese, der seinem Gaste die Gabe aufdrängen wollte und hinzusetzte, die Schweine bekämen sie doch, wenn er sie nicht wolle; sondern wie ein edler Mann, der seine Freunde prüft vor der Wahl und den Gewählten aus reiner Liebe die Gaben widmet, welche für sie werthvoll sind. Darum bin ich Dir dankbar in der Weise, wie Du es wünschest, nicht daß ich die mir über Alles theuere Freiheit opfere oder meine Gesundheit. Dir bleibe ich in Treue ergeben, auch wenn mir das Leben in der Weltstadt Rom zuwider ist, und ein einfaches, beschauliches meiner ganzen Sinnesart mehr zusagt. Ein jeder messe sich mit dem Maße der ihm verliehenen Gaben; nicht Alles taugt für Alle. Wie für Telemach und Ithaka schöne Pferde werthlos sind, wie dem ärmlichen Trödler Vultejus das Leben eines wohlhabenden Gutsbesitzers alle Fröhlichkeit raubt, so kann ich nicht verzichten auf einen ländlichen Aufenthalt zu Tibur oder Tarent. Ich weiß auch, daß Du mir dies gern gewährst und mich nicht undankbar schiltst; sonst würde ich mit Freuden wieder arm werden, wie das Füchslein in der Fabel, das aus der Getreidekammer nicht anders wieder zur Freiheit gelangen konnte, als daß es zuvor der dort genossenen Wohlthaten sich entkleidete.

Folgen wir diesem Gedankengange der schönen Horazischen Epistel, so werden wir Antwort finden können auf drei Fragen: 1. Wird mit Recht so viel über Undank geklagt? 2. Können wir zur Dankbarkeit erziehen? 3. Wie sollen wir danken?

„Wohlthaten schreibt der Mensch in den Sand, Beleidigungen in Marmor;" nicht ruhmvoll ist der Satz für die Menschen, aber auch schwer zu widerlegen. Wie rasch pflegt der natürliche Mensch, der sich nicht in höhere Geisteszucht zu stellen gelernt hat, das ihm geschehene Gute, wie selten

das ihm zugefügte Unrecht zu vergessen! Zu sehr beherrscht ihn die Leidenschaft des Zornes, das Begehren, erlittene Unbill zu rächen unter allen Umständen und mit allen Mitteln. Daß er einmal ohne eigene Schuld fremde hat büßen müssen, von einem irrenden Menschen ungerechter Weise als Uebelthäter angesehen worden ist, das nagt und zehrt an ihm; daß er aber eben demselben vielleicht weit mehr Gutes zu verdanken hat, das schlägt er sich aus dem Sinn, daran will er nicht denken. Habt Ihr nicht schon einen Schüler von seinem Lehrer sagen hören: „er hat mir einst eine Strafe gegeben für ein von mir nicht begangenes Versehen, das kann und werde ich ihm nie vergessen"? Ist das recht gedacht? Haben die Schüler nicht meist selbst durch frühere Unwahrheit veranlaßt, daß sie keinen Glauben finden, auch dann nicht, wenn sie die Wahrheit sagen? Wie schwer geht doch dem Menschen die Ueberzeugung ein, daß Unrecht leiden besser ist als Unrecht thun, daß er vergeben soll sieben und siebenzig Mal, daß er Beleidigungen in den Sand schreibe und Wohlthaten in Marmor! Ist nicht weit achtungswerther als jener ein Anderer, welcher etwa sagt: „der Lehrer hat mich zwar oft rauh und hart behandelt, mich durch Mißtrauen gekränkt, aber ich habe viel bei ihm gelernt und trotz all seiner Strenge werde ich des immer gedenken."

Gar Mancher wird mir vielleicht einwenden: „es ist nun einmal Undank der Welt Lohn; das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben; ein vergeblich Bemühen ist es dies ändern zu wollen." Es wäre traurig, wenn wir uns dem fügen wollten; denn auch dieses Sprüchwort ist, wie fast alle, nur halb wahr. Wir wollen gewiß nicht leugnen, daß oft mit Recht über Undankbarkeit geklagt wird, und daß grade diejenigen am undankbarsten zu sein pflegen, welche am meisten Ursache zum Dank hätten. Aber es fehlt doch auch nicht an freudigen Erfahrungen, und meist beklagen sich am heftigsten über Undankbarkeit diejenigen, welche am wenigsten Anspruch

auf Dank zu erheben haben. Wenn ein Reicher ein Almosen, das für ihn keinen Werth hat, einem Armen hinwirft, wenn er nur verschenkt, was er selbst nicht mag, nicht braucht, nicht hoch hält: kann er Dank dafür erwarten? Wenn etwa ein Lehrer den Kopf voll hat von gelehrten Untersuchungen und den Schülern zeigt, daß es ihn langweilt ihnen die Elemente des Wissens beizubringen, die er geringschätzt, weil sie ihn abziehen von höheren Studien: wird er auf Dank rechnen können? O! über den Thoren, denn

Solcherlei Saat entsprießt, wie vormals so heute, nur Undank.

Das ist also eine Ernte, die der Saat entspricht; das ist, richtiger gesagt, gar kein Undank; denn es liegt ja nichts vor, wofür zu danken wäre. Aber freilich, wenn wir auch diese abziehen, so bleibt doch eine große Zahl Undankbarer übrig; vielleicht sogar, daß unter zehn nur einer den Dank nicht vergißt, wie unser Herr Christus erfuhr nach der Heilung der Aussätzigen: „Sind ihrer nicht zehn rein geworden? wo sind aber die neun? hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling?"

Wenn so auch heute noch selbst die größten Wohlthaten von der Mehrzahl mit Gleichgültigkeit hingenommen werden, wenn nur von einem so geringfügigen Theile die echt menschliche, die echt christliche Tugend der Dankbarkeit geübt wird, so muß dies insbesondere Allen, denen die schwere Pflicht der Erziehung obliegt, viel zu denken geben: liegt die Schuld nicht auch in der Erziehung? und wie ist zu bessern? Sokrates, der alte treffliche Jugenderzieher, hat Recht, wenn er sagt:*) „Erzieher, welche klagen, daß ihre Zöglinge ungerecht und undankbar sind gegen sie, klagen sich selbst an, daß sie nichts genützt haben denen, welchen sie zu nützen vorgaben." Wer ist der rechte Erzieher? Doch nur derjenige, welcher mit all seinem Sinnen darauf ausgeht, die rechten Mittel ausfindig zu machen und anzuwenden versteht, um

*) Plat. Gorg. 520b.

seine Schüler besser zu machen, sie zu sittlich guten, also auch zu dankbaren Menschen heranzubilden.

Danach könnte es dem wahren Erzieher überhaupt gar nicht begegnen, daß er Undank erntet; oder undankbare Schüler wären nur der Beweis dafür, daß er nicht verstand die echte Kunst der Erziehung. Gewiß, so würde es sein, wenn Platonische Ideale sich verwirklichten, wenn wir vollkommene Menschen wären. Aber wir haben es doch nicht ergriffen dieses hohe Ziel, wir können ihm nur nachjagen, um nicht allzufern von ihm zu bleiben. So stehen wir Lehrer nicht an zu erklären, daß wir selbst bei dem redlichsten Willen doch irren, daß oft grade unsere eifrigsten Bestrebungen fehl schlagen, und daß wir, wenn unser Werk gelungen ist, selbst nicht immer Gott die Ehre geben, dem allein wir verdanken, was wir sind und haben; daß auch wir unseren Lehrern nicht oder doch erst spät mit dem Danke gelohnt haben, der ihnen gebührte. Und Ihr, liebe Schüler, müsset ein gleiches Bekenntniß ablegen; Ihr habt nicht und könnt nicht haben den rechten Maßstab der Beurtheilung, das seht Ihr selbst eben so gut ein, wie daß Ihr zwar gelobt habt dankbar sein zu wollen, aber oft genug diese wie andere Pflichten versäumt. Ihr werdet aber zu besserer Einsicht gelangen und dann froh sein, wenn Ihr Euch durch das jetzige geringere Verständniß nicht allzu sehr habt beeinflussen lassen. Denn die Wurzeln aller Bildung sind bitter, und erst die Früchte sind süß; Ihr kommt hier nicht viel über die Wurzeln hinaus und seid deshalb geneigt, mit einer gewissen Bitterkeit auch Eure Lehrer zu betrachten, oder, um wieder eine Platonische Vergleichung zu gebrauchen, so wie die Kinder den Arzt, wenn er vom Koch vor ihnen verklagt wird. Denn wenn vor solchen Richtern der Koch auftritt und sagt:*) o Kinder, dieser Mann hat euch viel Böses zugefügt, insbesondere den Jüngsten unter euch

*) Plat. Gorg. 521 e.

durch Schneiden und Brennen und Würgen; er hat euch ganz bittere Getränke gegeben, er läßt euch hungern und dursten, — während ich euch nur Angenehmes, mannigfaltige Süßigkeiten, kosten lasse: — so kann der Arzt sich nicht vertheidigen, und wenn er die Wahrheit sagen wollte, dies Alles habe ich gethan in eurem Interesse, um eurer Gesundheit willen, so würde er überschrieen werden und keinen Glauben finden. Wir haben hierin, wie Sokrates selbst an dieser Stelle auseinandersetzt, ein Bild für die Verurtheilung des weisesten Griechen durch seine eignen Landsleute. Prüfet Euch, liebe Schüler, ob dasselbe nicht auch in etwas auf Euch anwendbar ist, auf die Art, wie Ihr über Eure Lehrer urtheilt. Habt Ihr Euch noch nie ungünstig über einen Lehrer geäußert, nur weil er streng war, Faulheit und Ungezogenheit nicht duldete und darauf bestand, daß Jeder seine Schuldigkeit thue und etwas Tüchtiges lerne? Die älteren und verständigeren unter Euch haben diesen Standpunkt wohl überwunden, und je mehr Ihr reift durch eigne Erfahrung, um so mehr werdet Ihr begreifen, daß Ihr grade Euren strengsten Lehrern zum wärmsten Danke verpflichtet seid; denn sie haben nur in Eurem Interesse gehandelt und Euch zu bessern gesucht. Auch für die Schule freilich gilt das Homerische Wort:*)

ὁπποῖόν κ᾽ εἴπησϑα ἔπος, τοῖόν κ᾽ ἐπακούσαις,

wie es in den Wald hineinschallt, schallt es auch wieder heraus. Die Strenge kann sich paaren mit fürsorgender Liebe, und dafür ist das Herz der Jugend erst recht empfänglich. Trotz aller Einseitigkeit und Unbesonnenheit hat die Jugend doch ein feines Gefühl dafür, ob der Lehrer das Seine oder das Ihre sucht; und der uneigennützige, selbstlose, nur auf das Wohl seiner Schüler bedachte Lehrer wird sicherlich auch Dank ernten: χάρις χάριν γάρ ἐστιν ἡ τίκτουσ᾽ ἀεί,**)

*) Hom. Il. 20. 250.
**) Soph. Aias 522.

des Menschen eignes Herz muß hingegeben werden, wenn er das eines Andern erringen will.

Wer also, um zu den Worten des Horaz zurückzukehren, wie der edle weise Mann, immer bereit ist wohlzuthun, wer scharf unterscheidet Würdige und Unwürdige, und ebenso Gold von Scheidemünzen, wer, was er nimmt, nimmt hin mit blindem Auge, und was er gibt, besieht mit Falkenblick, wer Gaben austheilt, die er selbst hochschätzt, an die, welche derselben werth sind: der wird auch nicht über Undank zu klagen haben, wie jener, welcher geringfügige oder nur scheinbare Güter verschenkt und selbst sich dessen noch rühmt. Dadurch also, daß wir immer bereit sind für Würdige, können wir auch als Erzieher darauf hinwirken, daß das Geschlecht der Undankbaren geringer werde; und so wird es wieder uns zum Lobe gereichen, wenn unsere Zöglinge sich vortheilhaft auszeichnen auch durch dankbare Gesinnung.

Unsere dritte Frage, wie sollen wir danken, beantworte ich zunächst mit den bekannten lateinischen Formeln, gratias agere, gratiam habere, gratiam referre, d. h. Dank sagen, Dank wissen, Dank vergelten, durch Worte, Gesinnung und That. Es könnte scheinen, als ob das erste eine ziemlich entbehrliche Form wäre, als ob es besser wäre diese ganz zu beseitigen und um so mehr auf das zweite zu dringen, auf ein dankbares Herz. Allein der Mensch kann nicht in's Herz sehen; wir bedürfen also der Aeußerung einer Gesinnung, und da diese durch Thaten oft recht schwierig oder wenigstens für den Augenblick nicht ausführbar ist, so begnügen wir uns auch mit Worten, wenn sie keine gedankenlosen Phrasen sind, wenn sie von Herzen kommen. Eine Gewöhnung an eine solche Form ist daher nothwendig zur Aufrechterhaltung fast aller Verhältnisse der Menschen zu einander; sie ist nicht blos ein Zeichen guter Erziehung und feiner Bildung, sondern auch die beste Stütze und das beste Förderungsmittel einer guten Gesinnung.

Ihr wißt, liebe Schüler, daß ich Euch nicht selten aufmerksam mache, diese Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen, daß ich es sogar verlangt habe; aber Ihr habt auch wohl begriffen, daß ich dies nicht etwa meinetwillen sondern nur Euretwegen thue. So habe ich, wie ich gern bezeuge, wenn Euer Primus zu mir gekommen ist, um mir für irgend etwas in Eurem Namen zu danken, dies noch nie als eine angewöhnte oder gar befohlene leere Phrase angesehen. Ihr selbst werdet aber auch nicht glauben, damit genug gethan zu haben und nun jeder weitern Schuldigkeit enthoben zu sein; das läßt sich schon an der Art der Danksagung erkennen, und ein dankbarer Blick ohne alle Worte ist oft ein noch viel verständlicherer Herzenskündiger. Denn darauf, auf die dankbare Gesinnung, ist allerdings der Hauptwerth zu legen: ist diese Gesinnung die echte und aufrichtige, so wird sie auch bemüht sein sich durch Thaten kenntlich zu machen; und Wiedervergeltung durch die That ohne ein Mitwirken des Herzens ist nur von sehr geringem Werthe. Vom Herzen muß ausgehen die wahre Dankbarkeit, sei es in Worten, sei es durch die That.

Nächst Gott, dem Ihr nie genug danken könnt, gebührt Euer Dank insbesondere unserm Könige, Euren Eltern, dieser Schule. Dem Könige habt Ihr zu danken, daß unter seinem mächtigen Schutze unser Land des Friedens sich erfreut, Künste und Wissenschaften blühen, eifrig gesorgt wird für die Stätten des Unterrichts und der Erziehung, daß Ihr die allgemeinen wie die besonderen Wohlthaten unseres Klosters habt genießen können. Werdet Ihr Euren Eltern je erwidern können, was sie an Euch gethan haben? Gewiß nicht, aber dankbar sollt Ihr ihnen sein Euer ganzes Leben lang, Euer höchstes Glück darin finden, wenn Ihr ein wenig nur vermögt dereinst ihre Fürsorge zu lohnen. Das ist ein so natürliches Gefühl, daß Undankbarkeit in diesem Verhältniß wohl am seltensten erscheint. Wenn vor fast dreitausend Jahren der alte Homer*)

*) Hom. Il. 4. 477 u. 17. 301.

den frühen Tod von zwei jungen Helden betrauert deshalb, weil ihnen nun nicht vergönnt ist, ihren lieben Eltern Güte und Sorge zu vergelten und somit die schönste Freude irdischen Lebens zu genießen; wenn Hesiod*) den Mangel grade dieser Gegenliebe ansieht als ein Zeichen unsittlichster Verwilderung: so wird ein Christ in Liebe und Dankbarkeit jenen nicht nachstehen wollen. Und wie Ihr der Schule danken sollt, insbesondere Ihr, die Ihr heute scheidet aus unserem Kreise, das entnehmet aus den Worten des venusinischen Dichters. Jeder von Euch fasse in dieser Stunde den festen Entschluß und bewahre ihn als Richtschnur für das spätere Leben:

dignum praestabo me etiam pro laude merentis.

Unser Ilfeld hat Euch gehegt und gepflegt, hat sich um Euch wohlverdient gemacht, unser Ilfeld erfreut sich eines guten Namens unter den höheren deutschen Schulen: so zeiget Euch würdig Eurer alma mater, so werdet fleißige, gehorsame, gottesfürchtige, dankbare Diener unseres Königs und Herrn, treue Bürger unseres theueren Vaterlandes! Dazu helfe Euch unser himmlischer Vater mit seinem allmächtigen Schutze, mit seinem gnädigen Segen! Der Herr sei mit Euch!

Auch wir, hochverehrte Festversammlung, wollen uns vereinigen heute an Königs Geburtstage, zu danken aus voller Seele, mit ganzem Herzen zu danken Gott dem Herrn, daß er unsern Kaiser und König diesen Tag hat erleben lassen in geistiger und körperlicher Frische; auch wir wollen geloben uns würdig zu erweisen, ein jeder an seinem Theile, der großen Wohlthaten, die der Allgütige durch unsern König unserm Vaterlande hat zu Theil werden lassen. Wir wollen unsere Herzen erheben zu dem Himmel mit der inständigen Bitte: Gott schirme auch ferner unsern erhabenen Landesherrn, Gott schenke ihm noch langes Leben, Frieden und Freude auf seinem Throne, Gott segne den König!

*) Werke und Tage 186.

In demselben Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reden

bei Schulfeierlichkeiten

gehalten

von

Dr. **Robert Otto Gilbert,**
Geh. Kirchen- und Schulrath im Kgl. Sächs. Ministerio
des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

8. 1874. geh *M.* 2.80.

Gilbert, Robert, Otto, geistliche Amtsreden. Zweite von neuem durchgesehene und stark vermehrte Auflage. 8. 1858. geh. n. *M.* 4.40.

——— die Aufgabe unserer Gelehrtenschulen in der Gegenwart. Rede bei Einführung des Prof. Dr. Kraner als Rector des Gymnasiums zu Zwickau am 20. April 1857 gehalten. gr. 8. 1857. *M.* —.30.

Schulreden, zwei. Gehalten vom Geh. Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert, Ritter des K. S. Verdienstordens, bei der Einführung, und von Prof. Dr. Rud. Dietsch bei dem Amtsantritt als Direktor der Königl. vereinigten Gymnasial- und Realschul-Anstalt zu Plauen am 8. Oktober 1861. gr. 8. 1862. geh. *M.* —.60.

Boser

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schimmelpfeng, Gustav

Schulreden gehalten in der Klosterschule Ilfeld

Leipzig 1876

Paed.th. 5014
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11337003-4